Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Achim Mayer

Geschichte des Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz von seiner Entstehung bis zur Gegenwart : nebst Chronik der Stadt Friedland von 1244 - 1896

[1]

Neustrelitz: Barnewitz, 1896

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn777158426

Band (Druck) Freier Zugang PUBLIC DOMAIN OCR-Volltext

Geschichte
des
Großherzogtums Mecklb.-Strelitz
von 1701-1896.
nebst
Chronik Friedlands
von 1244-1896.
von
Achim Mayer.

Mk - 3012

UB Rostock
28$ 010 158 456

Geschichte

des

Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz

von seiner Entstehung bis zur Gegenwart

nebst

Chronik der Stadt Friedland

von 1244—1896.

Von

Achim Mayer,
Pastor in Friedland.

Mit neunzehn Lichtdruckbildern.

Neustrelitz 1896.
Verlag der Barnewitz'schen Hofbuchhandlung
Otto Kruse.

Zur freundlichen Erinnerung
von den Verfassern.

Geschichte

des

Großherzogthums Mecklenburg-Strelitz

von seiner Entstehung bis zur Gegenwart

nebst

Chronik der Stadt Fürstenberg

von 1214–1890.

Von

Adolph Wagner,

Lehrer in Fürstenberg.

Mit mehreren Illustrationen.

Neustrelitz 1890.

Verlag der Herzoglich Privilegirten Hofbuchhandlung

(Carl Brosin).

Adolf Friedrich II., III., IV.

Wer seine Heimat, die Vaterstadt, das Vaterland lieb hat, der will auch wissen, wie es in früheren Zeiten darinnen ausgesehen, was die alten Väter gethan und gelitten haben, wie Altes vergangen und Neues entstanden ist. Indem die vorliegende Geschichte darüber Auskunft giebt, will sie die Liebe zu unserm schönen Heimatlande und zu unserm hohen angestammten Fürstenhause fördern und namentlich die heranwachsende Jugend zur Übung christlicher und patriotischer Pflichten und Tugenden anregen. Dies ist der Zweck des Buches und aus diesem Gesichtspunkte will es betrachtet sein.

Universitäts-
Bibliothek
Rostock

1984,3.

I.

Herzog Adolf Friedrich der Zweite,

Stifter der Strelitzer Linie des Grossherzoglichen Hauses.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges regierten in Mecklenburg Herzog Adolf Friedrich I. von Mecklenburg-Schwerin und sein Bruder Johann Albrecht II. von Mecklenburg-Güstrow. Letzterer starb 1636 und hinterließ einen dreijährigen Sohn, den Herzog Gustav Adolf. Für diesen führte Adolf Friedrich I. die vormundschaftliche Regierung, bis er ihm im Jahre 1654 das Herzogtum Güstrow mit der dazu gehörigen Herrschaft Stargard abtrat und ihn vor den versammelten Ständen für den Ruhm und Glanz seines Hauses erklärte.

Herzog Gustav Adolf war einer der gelehrtesten Fürsten seiner Zeit, fromm und weise, gütig und gerecht. Er hatte auf der damals hochberühmten Universität Leyden studiert und sich in den vornehmsten Wissenschaften, besonders im Staatsrechte, ganz vorzügliche Kenntnisse erworben. Er schrieb und sprach geläufig lateinisch, französisch und italienisch, hatte es auch im Griechischen und Hebräischen so weit gebracht, daß er die heilige Schrift in ihren Grundsprachen las und zwar mit solchem Verständnis, daß er selbst zu etlichen biblischen Büchern Erklärungen schrieb. Von seiner Frömmigkeit und der Innigkeit seines Glaubenslebens zeugen die geistlichen Lieder, die er gedichtet und von denen unser Gesangbuch drei (Nr. 311, 355, 554)

aufgenommen hat. Mit der ihm eigenen Treue und Gewissenhaftigkeit, Weisheit und Güte sorgte er für sein durch den dreißigjährigen Krieg fast gänzlich verarmtes und zerrüttetes Land.

Mit seinem Tode erlosch im Jahre 1695 die Güstrower Linie unsers Großherzoglichen Hauses, da er nur Töchter, aber keine männlichen Erben hinterließ. Nun glaubte sein Schwiegersohn Adolf Friedrich II., jüngster Sohn des verstorbenen Schweriner Herzogs Adolf Friedrich I., daß er der rechtmäßige Erbe des Herzogtums Güstrow sei, aber seines verstorbenen Bruders Friedrich erstgeborener Sohn, der zu Schwerin regierende Herzog Friedrich Wilhelm (1692—1713) machte ihm die Erbfolge streitig und zwar nach dem Rechte der Erstgeburt. Dagegen berief sich Adolf Friedrich II. auf die nähere Verwandtschaft, da er als Sohn Adolf Friedrichs I. doch näher sei als dessen Enkel Friedrich Wilhelm. Um diesen Streit zu schlichten, berief der deutsche Kaiser eine Kommission nach Hamburg, und nach anderthalbjährigen Verhandlungen kam am 8. März 1701 der Hamburger Vergleich zu stande. Herzog Friedrich Wilhelm als der Erstgeborene nach der Linie bekam das gegenwärtige Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, und Herzog Adolf Friedrich II. Mecklenburg-Strelitz, nämlich den Stargarder Kreis und das Fürstentum Ratzeburg mit der Reichsstimme. So ward Adolf Friedrich II. der Stifter der Strelitzer Linie des Großherzoglichen Hauses.

II.

Der erste Herzog von Mecklenburg-Strelitz als Landesvater.

(1701—1708.)

Adolf Friedrich II. führte in seinem Lande ein wahrhaft väterliches Regiment mit der Pflichttreue seines Vaters, der noch auf seinem Sterbebette von Regierungsgeschäften sprach, und als man ihn auf andere Gedanken bringen wollte, mit großer Lebhaftigkeit

ausrief: „Wie? sollte ich mich durch meine Krankheit abhalten lassen für Kirche und Schule zu sorgen? Dazu bin ich Landesfürst. Was wären wir nütze in der Welt, wenn wir Gott und dem Vaterlande nicht dienen wollten!“ Gleich seinem Vater und Schwiegervater war Adolf Friedrich II. unabläßig bemüht, den Wohlstand seines Landes zu heben und Gottesfurcht, Zucht und Sittlichkeit zu fördern, wie viele Verordnungen und heilsame Einrichtungen bezeugen.

Während seiner Regiernng wurde das Land von furchtbaren Feuersbrünsten heimgesucht. Am 13. September 1703 entstand in Friedland „der große Brand“, der fast die ganze Stadt in Asche legte, wie hier in der Chronik der Stadt Friedland Seite 88—90 zu lesen ist. Der damalige älteste Ratsverwandte Stephan Willich schreibt über den Brand der Kirche: „Dabei ist zu beklagen die mit schönen Zieraten ausgeschmückte St. Marienkirche, darin sonderlich zu betrachten war: die gar schöne sehenswürdige Kanzel, der kostbare Altar, die großen und kleinen mit gar großer Mühe und hohen Kosten ausgearbeiteten Epitaphien, unsers Seligmachers des HErrn Jesu Christi Grab, worinnen er in Lebensgröße und mit einer Dornenkrone gekrönt lag und viele andere Merkwürdigkeiten, wie auch die schöne große berühmte Orgel.“

In demselben Jahre 1703 wurden auch Stargard und Woldegk von großem Brandunglück betroffen, und am 6. Oktober 1706 ging ganz Wesenberg in Flammen auf. Herzog Adolf Friedrich II., welcher immer bereit war zu helfen, wenn Unglückliche zu ihm ihre Zuflucht nahmen, befreite die Abgebrannten auf mehrere Jahre von allen Abgaben, schenkte ihnen Bauholz und gab ihnen durch mancherlei Gnadenerweisungen seine landesväterliche Fürsorge zu erkennen. So schickte er den Abgebrannten zu Friedland eine Last Roggen und eine Last Gerste. Seine Unterthanen sagten: „Unser Herzog ist ein so guter Herr, daß wir uns einen bessern hätten gar nicht wünschen können.“

III.
Die Herzogliche Familie.

Als Herzog Adolf Friedrich II. am 19. Oktober 1658 das Licht der Welt erblickte, war sein Vater bereits aus diesem Leben geschieden und sein Bruder Christian Ludwig I. (1658—1692) seinem Vater in der Regierung gefolgt. In seinem siebenten Jahre verlor er auch die Mutter. Da nahm Herzog Gustav Adolf den so früh verwaiseten Prinzen an seinen gelehrten und kunstsinnigen Hof und sorgte für eine vorzügliche Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung. Im Jahre 1684 vermählte der junge Herzog sich mit Gustav Adolfs Tochter Marie (geb. 9. Juli 1659) und residierte fortan auf dem Schlosse zu Strelitz. Sein Schwiegervater trat ihm die Ämter Strelitz, Wanzka und Feldberg ab und von seinem Bruder Christian erhielt er das Amt Mirow. Leider sollte seine Gemahlin seine Thronbesteigung als Herzog von Mecklenburg-Strelitz nicht erleben. Sie starb am 16. Januar 1701. Adolf Friedrich II. war dreimal vermählt. Aus seiner ersten Ehe stammt sein Nachfolger Adolf Friedrich III. (geb. 7. Juni 1686), wie auch seine Tochter Gustave Karoline (geb. 12. Juli 1694), die sich 1714 mit dem Schweriner Herzoge Christian Ludwig II. vermählte. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin vermählte sich der Herzog mit der Prinzessin Johanna von Sachsen-Gotha, die ihm schon am 9. Juli 1704 durch den Tod entrissen wurde. Diese Ehe war ohne Kinder geblieben. Seiner dritten Ehe, die er im Jahre 1705 mit der Prinzessin Christiane Emilie Antonie von Schwarzburg-Sondershausen (geb. 13. März 1681) geschlossen, entsproß der Herzog Karl Ludwig, welcher berufen war durch seinen Sohn Großherzog Karl die Strelitz'sche Linie des Großherzoglichen Hauses fortzupflanzen. Er ist auch der Großvater der Königin Luise und der Urgroßvater des deutschen Kaisers Wilhelm I.

Herzog Adolf Friedrich II. starb am 10. Mai 1708, noch nicht funfzig Jahre alt. Sein Sohn Karl Ludwig war am 23. Februar desselben Jahres geboren. Die siebenundzwanzigjährige Witwe, die

ihren Gemahl bis ins vierundvierzigste Jahr überlebte, zog mit ihrer Schwester Prinzessin Albertine nach Mirow und lebte dort auf dem Burghofe, dem ehemaligen Johanniterhofe, ganz der Erziehung ihres Sohnes, zu dessen Gouverneur die fromme, für das zeitliche und ewige Wohl ihres Sohnes gleich treu besorgte Mutter den Baron von Zesterfleth berief, einen Mann von solcher Gottesfurcht, Treue und Gewissenhaftigkeit, daß er am Ende seines Lebens sagen konnte: „Der Tod kommt mir nicht unerwartet, denn seit mehr als 40 Jahre habe ich keinen Tag angefangen, keinen Tag beendiget, daß ich nicht bedacht hätte, daß es der letzte sein könnte." Er starb 1769 in seinem fünfundsiebzigsten Lebensjahre als einer der hochverdientesten Minister und Geheimen Räte zu Neustrelitz.

Als der junge Herzog sein achtzehntes Lebensjahr vollendet hatte, ging er im August des Jahres 1726 mit seinem treuen Gouverneur nebst Dienerschaft nach Genf, wo er die hohe Schule bezog und sich mit großem Eifer den gelehrten Studien und ritterlichen Übungen bis zum Herbste 1728 widmete. Darnach ging er über den Mont Cenis nach Italien, von dort nach Frankreich und zuletzt nach Wien. Dort stellte er sich dem Kaiser Karl VI. persönlich vor und verblieb längere Zeit am kaiserlichen Hofe. Dann kehrte er in die Heimat zurück, ging aber nach kurzem Aufenthalt in Mirow wieder nach Wien und trat nun als Oberstlieutenant bei einem Kürassier-Regiment in kaiserliche Dienste. Daselbst blieb er bis er sich am 15. Februar 1735 mit der Prinzessin Elisabeth Albertine von Sachsen-Hildburghausen (geb. 3. August 1713) vermählte.

Die ersten Jahre verlebte das junge fürstliche Paar mit der Mutter und deren Schwester zusammen in dem alten Schlosse auf dem Burghofe, wo am 6. December 1735 die Prinzessin Christiane geboren wurde. Demnächst aber entstand außerhalb des Burgplatzes das neue Schloß, das jetzige Seminar, welches Herzog Karl Ludwig im Jahre 1737 bezog. Hier wurden geboren: Herzog Adolf Friedrich IV. (5. Mai 1738), Großherzog Karl (10. Oktober 1741), Herzog Ernst (27. August 1742), Königin Sophie Charlotte von England (19. Mai 1744) und Herzog Georg (16. August 1748).

Die fürstlichen Kinder wurden von klein auf von Frau von Pitcan in der französischen Sprache geübt. Gouvernante war Fräulein von Selzer und Instruktor der nachmalige Präpositus Genzmer zu Stargard, ein Mann von umfassender, allseitiger Bildung.

Nach dem Urteil mecklenburgischer Geschichtschreiber jener Zeit war der Fürstenhof zu Mirow „der Sitz wahrer Gottesfurcht und Tugend". Die Herzogin Elisabeth Albertine „besaß die feine Klugheit der wahren Gottesfurcht zu ihrem ewigen Ruhme". Herzog Karl Ludwig war „ein Herr von wahrhaft fürstlichem Wesen, gelehrt, weise, gnädig und gerecht und von sehr leutseligem Umgange mit jedermann".

Adolf Friedrich III.

(1708—1752.)

I.

Der Nordische Krieg.

Adolf Friedrich III. (geb. 7. Juni 1686) folgte, vom Kaiser für volljährig erklärt, seinem Vater Adolf Friedrich II. in der Regierung und vermählte sich im nächsten Jahre mit der Prinzessin Dorothea Sophie von Holstein-Plön (geb. 4. December 1692).

Schon in den ersten Jahren seiner Regierung kamen durch den Nordischen Krieg schreckliche Zeiten über ihn und sein Land. Der Dänenkönig Friedrich IV. und der Kurfürst von Sachsen August der Starke, der zugleich König von Polen war, und der Zar Peter der Große, zu welchen sich später noch der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen gesellte, verbündeten sich gegen den jungen Schwedenkönig Karl XII., um Schwedens Übermacht zur See zu brechen. Im Jahre 1711 kamen die Verbündeten nach Mecklenburg, um das

im westfälischen Frieden an Schweden abgetretene Wismar zu erobern. Die Dänen rückten von Westen, die Sachsen von Süden und die Russen unter Peter dem Großen von Osten heran. So wurde das Mecklenburger Land, das an diesem Kriege völlig unbeteiligt war, von allen Seiten von Kriegsvölkern durchzogen und mußte diese ungebetenen Gäste verpflegen. Aber im nächsten Jahre kam der schwedische Feldmarschall Graf Steenbock. Da erlitten am 20. December 1712 die Dänen bei Gadebusch solche Niederlage, daß sie sich mit großem Verluste eiligst nach Holstein zurückzogen, worauf die Sachsen sich nach Süden und die Russen nach Pommern wandten. Jetzt aber wurde Mecklenburg von den Schweden sehr hart mitgenommen, doch bald gingen auch diese in Verfolgung der Dänen nach Holstein. Sogleich kamen die Sachsen und die Russen wieder, zogen ebenfalls nach Holstein, vereinigten sich dort mit den Dänen und schlossen Steenbock so ein, daß er sich ergeben mußte. Mecklenburg war nun einstweilen von den kriegführenden Völkern befreit, die im Strelitzer Lande vornehmlich für Friedland, Neubrandenburg und Wesenberg infolge wiederholter Durchzüge, Einquartierungen und Erpressungen eine schwere Last gewesen waren. Am schwersten aber waren die Jahre 1716 und 1717, als die Dänen und die Preußen nach zehnmonatlicher Belagerung das stark befestigte Wismar eingenommen hatten. Damals stand Peter der Große, der zum zweiten Male nach Mecklenburg gekommen war, mit 50000 Mann im Lande. In Mecklenburg-Strelitz lagen so viele Russen und drückten und quälten die armen Einwohner so entsetzlich, daß es nicht zu ertragen war. Da wandte sich Herzog Adolf Friedrich III., der so lange alle Lasten mit seinen Unterthanen getragen hatte, an den deutschen Kaiser Karl VI., klagte ihm das namenlose Elend seines Landes und bat um Schutz und Hülfe. Der Herzog schrieb am 9. April 1717: „Es sei durch die fortwährenden russischen Einquartierungen und Bedrängnisse mit dem Unglück seines Landes aufs höchste gekommen, zwar sei ein Teil Russen nach Polen abmarschiert, aber alle aus dem Schwerinschen gekommenen Regimenter wären durch seinen bereits ruinierten Stargardschen Kreis gezogen und

hätten sich, ebenso wie die aus seinem Lande gegangenen, die Verpflegung auf elf Tage voraus mit auf den Weg geben lassen. Dennoch wären so viele Russen in seinem Lande, daß über 3000 Portionen und Rationen, die sich monatlich auf 12000 Thaler beliefen, angeschafft werden sollten. Dies vermöchten die unglücklichen Einwohner nicht, da sie nicht allein durch die jahrelangen Kriegslasten verarmt, sondern auch durch die nunmehr ein ganzes Jahr hindurch von den Russen erzwungenen großen Lieferungen und unerträglichen Einquartierungen in eine solche bittere Armut geraten wären, daß die meisten sich selbst der Hungersnot kaum mehr erwehren, ihre Felder nicht bestellen und sich weiter durchbringen könnten. Daher habe er sich genötigt gesehen, seinen so hart bedrängten Amtsunterthanen das anzuschaffen und hinzugeben, was sie sowohl zu ihrem eigenen Lebensunterhalte als zur Verpflegung der Russen benötigt wären, so daß er nun selbst mit seiner fürstlichen Familie am Notwendigsten Mangel leiden und sich in schwere Schulden stecken müsse."

Als hierauf der Kaiser am 10. Juni ein Abmahnungsschreiben an Peter den Großen erließ und der König Georg I. von England mit kriegerischen Maßregeln drohte, verließen die Russen das Land, das sie so ausgesogen hatten, daß dort nichts mehr zu holen war.

II.

Gewaltsame Werbungen der Preussen. Feuersbrünste.

Friedrich Wilhelm I. von Preußen ließ in Mecklenburg Soldaten werben. Preußische Werber zogen damals bandenweise unter eigenen Werbeoffizieren umher und verübten die größten Gewaltthätigkeiten. Da war niemand vor ihnen sicher. Leute jeglichen Alters und Standes, wenn nur zum Kriegsdienste tüchtig, wurden bei Nacht und Tag vom Felde, von den Landstraßen und aus den

Häusern und Betten gewaltsam hinweggeschleppt und in preußische Regimenter gesteckt. Besonders war es auf die hochgewachsenen Männer für die Potsdamer Riesengarde des Königs abgesehen.

Entsetzlich waren auch wieder die vielen Feuersbrünste, von denen das Land, wie auch die Herzogliche Familie zu Strelitz und zu Mirow betroffen wurde. Bereits im Jahre 1709 brach wieder zu Stargard ein verheerendes Feuer aus. Dabei wurde die Kirche bis auf das Mauerwerk zerstört. Im Jahre 1712 verlor die Herzogliche Familie in der Nacht vom 24. auf den 25. Oktober ihr Residenzschloß zu Strelitz mit allen Kunstschätzen und Kostbarkeiten. Um Mitternacht, als alles im tiefsten Schlafe lag, brach in der fürstlichen Küche Feuer aus, und bald stand das ganze Schloß in Flammen. In ihren Nachtgewändern flüchteten der Herzog, die Herzogin und deren Mutter und die Hofmeisterin mit den beiden kleinen Prinzessinnen Marie (geb. 5. Mai 1710, † 1728) und Magdalene (geb. 21. Juli 1711, † 1713) aus dem brennenden Schlosse und dankten Gott für ihre Rettung. Am 6. August 1719 legte eine Feuersbrunst zu Woldegk den dritten Teil der vor 16 Jahren fast gänzlich abgebrannten Stadt in Asche. Am 19. Juli 1730 ging ganz Mirow bis auf zwei Häuser in Flammen auf; verschont blieb nur der Burghof. Im Jahre 1737 brach in Wesenberg Feuer aus, das die vor 31 Jahren beinahe ganz abgebrannte Stadt zur Hälfte einäscherte. In demselben Jahre entstand am 24. April morgens gegen 9 Uhr zu Neubrandenburg eine Feuersbrunst, die 234 Wohnhäuser mit allen Nebengebäuden, Scheunen und Ställen in Asche legte. Beim Speckbraten hatte in der Friedländer Straße der hölzerne Schornstein im Hause des Ackerbürgers Blühdorn Feuer gefangen, und der scharfe Nordostwind jagte die Flammen von Haus zu Haus, von Straße zu Straße, so daß es bald in mehreren Straßen zugleich brannte. Erst gegen Abend, als der Wind sich legte, gelang es das Feuer zu bewältigen und gegen 300 Gebäude zu retten.

Im Jahre 1742 traf am 4. September die zu Mirow residierende Herzogliche Familie ein schreckliches Brandunglück. Ein zündender Blitzstrahl fuhr in den Kirchturm, und bald standen die

Kirche, das Schloß und alle auf dem Burgplatze befindlichen Wirtschaftsgebäude in Flammen. Nur der östliche massive Teil der Kirche blieb stehen. Die Kirche konnte schon am 1. Adventsonntage 1744 eingeweiht werden. Drei Jahre später war auch der 136 Fuß hohe Turm, zu dessen Bedachung Friedrich der Große dem Herzoge Karl Ludwig das Kupfer geschenkt hatte, im Bau vollendet. Die Wirtschaftsgebäude wurden nun nach der Nordseite des Fleckens verlegt. Das Schloß, das vier hervorspringende Flügel hat und drei Stockwerke hoch massiv aufgeführt ist, wurde erst kurze Zeit vor dem Tode der Herzogin im Bau vollendet.

III.

Herzog Adolf Friedrich III. als Landesvater.

Adolf Friedrich III. war ein treuer Landesvater, der an dem Wohl und Wehe seiner Unterthanen den allerinnigsten Anteil nahm, wie schon aus jenem Briefe hervorgeht, den er zur Zeit der russischen Bedrückungen an den Kaiser schrieb. Da sieht man, wie die Not seiner armen Unterthanen ihm so zu Herzen geht, daß er für sie Alles dahingiebt und selbst mit seiner eigenen Familie an den notwendigsten Lebensbedürfnissen Mangel leidet. Von seiner landesväterlichen Fürsorge für seine armen Unterthanen zeugt auch jene Verordnung, durch welche er die Dienstfuhren der Bauern festsetzte, um sie von den übermäßigen Extrafuhren der Beamten und den allzuvielen Frondiensten, welche die Pächter forderten, zu befreien.

Damit dem armen Manne nicht durch Kornwucher das Brot verteuert würde, verbot er durch Verordnung vom 18. November 1709 Getreide aufzukaufen, um es mit wucherischem Vorteil wieder zu verkaufen. Den Abgebrannten ließ er, gleichwie sein Vater es gethan hatte, alle mögliche Erleichterung und Unterstützung zu Teil werden.

Wider die gewaltsamen Werbungen erließ er zu wiederholten Malen Verordnungen, aber vergeblich. Wider allerlei loses Gesindel, das sich von außen her ins Land schlich, namentlich gegen die Zigeunerbanden, welche damals zu einer wahren Landplage geworden waren, erließ er die strengsten Verordnungen.

Durch Verordnung vom 10. Januar 1711 befahl er den Beamten, Obrigkeiten und Predigern mit Fleiß darauf zu halten, daß die Jugend insgesamt zur Schule geschickt werde, bis sie zum wenigsten das Lesen, Beten und den Katechismus begriffen habe, und durch Verordnung vom 14. Juni 1717 drang er auf bessere Feier der Sonn- und Festtage.

Dem Herzoge Adolf Friedrich III. verdankt auch die Residenzstadt Neustrelitz ihre Entstehung. Da sich dem Wiederaufbau seines Schlosses zu Strelitz mancherlei Hindernisse entgegenstellten, so ließ er sein am Zierker See schön gelegenes Jagdschloß Glienke in den Jahren 1726—1731 zu einem neuen Residenzschlosse umbauen. Neben dem Schlosse entstand nun schnell die neue Residenz, die am 20. Mai 1733 unter dem Namen Neustrelitz zur Stadt erhoben wurde und die es während der Regierung ihres Gründers schon auf 148 Häuser brachte. Unter seinen kunstsinnigen Nachfolgern von Adolf Friedrich IV. bis auf die gegenwärtige Regierung Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs Friedrich Wilhelm ist die Residenz durch mancherlei Erweiterungen und Verschönerungen zu einer der freundlichsten Städte geworden.

Anmerkung. Die Bauern waren damals gutsunterthänig. Von dem Gutsherrn war ihnen Acker überwiesen, welchen sie für sich bebauen sollten, um davon mit ihrer Familie zu leben. Pacht zahlten sie nicht, mußten aber dafür mit Knecht und Pferden zu Hofe dienen. Wurden zu viel Frondienste gefordert, so konnten sie ihren eigenen Acker nicht bestellen, daher setzte der Herzog die Zahl der Dienstfuhren fest.

Adolf Friedrich IV.

(1752—1794.)

I.

Der Streit über die vormundschaftliche Regierung. Adolf Friedrichs IV. Einführung als Rektor der Universität Greifswald. Der Erbvergleich.

Durch drei schnell auf einander folgende Todesfälle wurde unser Fürstenhaus und Land in die tiefste Trauer versetzt. Am 1. November 1751 starb die siebzigjährige Witwe Adolf Friedrichs II. und am 4. Juni 1752 ihr Sohn Herzog Karl Ludwig im fünfundvierzigsten Lebensjahre. In demselben Jahre starb nach langem Leiden am 11. Dezember Herzog Adolf Friedrich III. im siebenundsechzigsten Jahre seines Lebens. Er hinterließ keine Kinder, da seine beiden Töchter ihm im Tode vorangegangen waren.

Thronfolger war nun Karl Ludwigs erstgeborener Sohn, der am 5. Mai 1738 zu Mirow geborene Prinz Adolf Friedrich. Da dieser aber erst im funfzehnten Lebensjahre stand, mithin seiner Minderjährigkeit wegen die Regierung nicht selbst antreten konnte, so hatte der Vater durch ein vom Kaiser bestätigtes Testament die Mutter zur Vormünderin eingesetzt. So begab sich denn die Herzogin-Mutter am 12. Dezember mit ihrem Sohne nach Neustrelitz und nahm für ihn die Minister, Räte und Diener und die Garde in Eid und Pflicht. Aber der Herzog Christian Ludwig II. von Mecklenburg-Schwerin betrachtete die vormundschaftliche Regierung als sein Recht und zur Wahrung seines Rechts ließ er fünf Kompagnien unter dem Obersten von Zülow ausrücken, um das Strelitzer Land zu besetzen. Um nicht aufgehoben zu werden, verließ der junge Herzog noch in der Nacht Neustrelitz und begab sich unter dem Namen eines Grafen von Stein nach Greifswald. Daselbst bezog er bald darauf die Universität. Die Mutter aber wandte sich an den Kaiser mit der

dringenden Bitte, ihren Sohn schon jetzt für volljährig zu erklären. Nach erfolglosen Unterhandlungen ließ Christian Ludwig am 28. Dezember seine Truppen in Neustrelitz einrücken. Diese fanden die Zugänge zum Schlosse mit Kanonen und Soldaten besetzt, doch ließ die Herzogin es nicht zum Kampfe kommen. Die Strelitzer Garde erhielt Befehl sich zurückzuziehen und ging nach Neubrandenburg und später nach Friedland. Schweriner Truppen besetzten das Schloß und der Schweriner Geheimrat Graf von Bassewitz forderte die Schlüssel zu den Archiven der Regierung, der Justizkanzlei und der Kammer, aber der altehrwürdige Präsident Scheve antwortete dem Offizier, der die Schlüssel holen wollte: „Ihrer Gewalt, mein Herr, kann ich alter Mann mich nicht widersetzen, aber ich gebe keine Schlüssel, denn durch Untreue an meinem Herrn werde ich mein hohes Alter nicht schänden." Nun suchte der Offizier sich die Schlüssel und brachte sie dem Grafen. Am 29. Dezember verkündete Herzog Christian Ludwig II. dem Lande, daß er die vormundschaftliche Regierung übernommen habe und alle Räte und Diener, die ihm nicht huldigen wollten, wurden teils entlassen, teils mit Hausarrest bestraft.

Während dieser traurigen Verhältnisse in seinem Lande wurden dem jungen Herzoge auf der Universität Greifswald die höchsten Auszeichnungen und Ehrenbezeugungen zu Teil. Nachdem ihm die Universität am 2. Januar 1753 das akademische Bürgerrecht erteilt hatte, wählte sie ihn noch in demselben Monat zu ihrem Rektor. Darüber berichtet der damalige Professor Dähnert: „Der offene freundliche Sinn des Fürsten gewann alle Herzen und alle drängten sich dazu, ihm Verehrung und Liebe zu bezeugen. Am 16. Januar trat das akademische Konzil zusammen und wurde dahin einig, dem jugendlichen Herzog die Würde des Rector magnificentissimus anzutragen. Zwei Professoren begaben sich in die Wohnung des Prinzen und baten um seine Zustimmung, die auch in huldreichster Weise erteilt wurde. Als Tag der Festlichkeit wurde der 22. Januar angesetzt. Das akademische Konzil versammelte sich im Vorzimmer der Bibliothek, und zwei Professoren fuhren als Deputierte nach der Wohnung des Herzogs, der darnach mit seinem Gefolge, worunter

sich auch der Mirower Hofprediger Büddemann befand, unter dem Geläute der Glocken zu dem Kollegium fuhr. Hier stand der Rektor magnificus Dr. Möller mit zwei Professoren im vollen Ornate am Eingange, die den Herzog zu dem für ihn bereiteten Sitze führten. Der Rektor hielt dem Herzoge eine lange Rede in lateinischer Sprache, worin er der Freude Ausdruck gab, von der die Akademie in diesem Augenblick beseelt sei. Zum Schluß erhob sich alles, und der Herzog empfing aus den Händen des Rektors das Scepter, es wurde ihm der Purpurmantel angethan und so stand er nun im königlichen Schmuck in der Versammlung, bestieg aber jetzt auch seinerseits das Katheder und hielt ebenfalls in lateinischer Sprache eine Rede, worin er seine tiefste Freude über seine jetzigen Beziehungen zur Universität aussprach und zum Schlusse sagte: „Nie werde ich aufhören, den wissenschaftlichen Arbeiten der Greifswalder Herz und Ohr zu leihen, auch wenn ich von hier fort bin. Möge diese Universität auf immer höhere Stufen des Glücks und Ruhms gelangen und mögen beide, meine vielliebenden Professoren und Bürger, blühen und gedeihen!"

Noch an demselben Tage erhielt der Herzog vom Kaiser das Schreiben, das seine Großjährigkeit aussprach und ihm die Vollmacht zum Antritt der Regierung seines Landes erteilte. Da zog der Herzog Christian Ludwig seine Truppen zurück und Adolf Friedrich IV. kam nach Neustrelitz und verkündete am 24. Januar dem Lande seinen Regierungsantritt. Dann aber kehrte der so früh zur Herrschaft gelangte Herzog, der schon damals der Kunst und Wissenschaft großes Interesse entgegen brachte und zeitlebens ein eifriger Beförderer derselben blieb, auf die Universität zurück. Er überließ während seiner Studienzeit und einer längeren Reise nach Frankreich die Regierung seiner Mutter, einer sehr klugen und fürsorglichen Fürstin, die sich unter dem Beistande des Geheimen Rats von Zesterfleth, des früheren Gouverneurs ihres Gemahls, besonders der Armen annahm und in den fürstlichen Domänen eine Armenkasse neu begründete.

Am 18. April 1755 kam nach längeren Verhandlungen zu Rostock der landesgrundgesetzliche Erbvergleich zu stande,

dem am 30. September auch Herzog Adolf Friedrich IV. durch eine besondere Urkunde beitrat. Die Bestimmungen desselben gelten in vielen Punkten bis auf den heutigen Tag.

II.

Der siebenjährige Krieg.

Als im Jahre 1756 der siebenjährige Krieg entbrannte, blieb Herzog Adolf Friedrich IV. neutral, und das war ein Glück für das Strelitzer Land. Dagegen schloß sich der Schweriner Herzog Friedrich, der 1756 seinem Vater Christian Ludwig II. in der Regierung gefolgt war, dem großen Bunde gegen Friedrich den Großen an, doch so, daß er die Kriegführung den Schweden überließ. Nun aber betrachteten die Preußen das Schweriner Land als ihre Vorratskammer. Sie kamen und schrieben ungeheure Lieferungen aus, forderten Kriegskontributionen, verlangten Rekruten, Korn, Pferde, Vieh, Futter. Die jährlichen Brandschatzungen beliefen sich auf Millionen. Am allerschwersten war das Jahr 1759. Friedrich der Große brauchte Geld, aber auch Soldaten, denn die blutigen Kriege rafften unendlich viele Menschen hinweg. Da kamen die preußischen Werber nach Mecklenburg und gingen so weit, daß sie während des Gottesdienstes die Kirchen umstellten, sogar während der Abendmahlsfeier mit Trommelschlag in die Kirchen eindrangen und die zum Kriegsdienste tüchtigen Männer vom Altar hinwegrissen und mit sich fortschleppten. Um nicht zum preußischen Kriegsdienste gezwungen zu werden, verließen zuletzt die meisten jungen Leute das Land. Die Felder blieben wüste liegen. Die Ackerbestellung hörte fast gänzlich auf, denn es fehlte an Menschen, an Pferden, an Zugochsen und Saatkorn. Es waren Zustände im Lande beinahe wie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

In dieser schrecklichen Zeit schrieb eine edle deutsche Prinzessin an Friedrich den Großen. Sie schilderte ihm Mecklenburgs Kriegs-

drangsale und bat um Erbarmen mit dem unglücklichen Lande. Als darauf die Preußen im nächsten Jahre wiederkamen, hielten sie bessere Mannszucht und verfuhren mit größerer Schonung, denn der König hatte ihnen befohlen, Mecklenburg so viel als möglich zu schonen. Die hochherzige Prinzessin aber, die an den König geschrieben und Fürbitte gethan, war die jugendliche Herzogin Sophie Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, mit der sich am 8. September 1761 der mit Friedrich dem Großen verbündete König Georg III. von England vermählte. Wir kommen später auf die Königin Sophie Charlotte und ihren Brief zurück.

Mecklenburg-Strelitz hatte als neutrales Land von diesem Kriege, der fünf Jahre lang das Schweriner Land mit seinen Schrecken erfüllte, insofern weniger zu leiden, als hier keine Kriegskontributionen gefordert wurden, aber von Truppendurchzügen, Einquartierungen und gewaltsamen Werbungen ist es auch nicht verschont geblieben. Auch fand hier hin und wieder zwischen den Preußen und Schweden ein Scharmützel statt, doch ist nur eins merkwürdig, nämlich das bei Friedland, wo die Preußen sich ihren nachmaligen „Marschall Vorwärts" einfingen. Darüber berichtet der preußische General von Stutterheim seinem Könige: „Es kam zum Scharmützel, wir verloren 1 Lieutenant und einige Husaren. Der Feind büßte weit weit mehr ein, und wir machten 10 Gefangene nebst dem französischen Lieutenant Marmier und einem schwedischen Junker." Der letztgenannte war der am 16. Dezember 1742 zu Rostock geborene Gebhard Leberecht von Blücher, der 1758 auf der Insel Rügen in das von dem Obersten von Sparre geführte schwedische Husarenregiment als Junker eingetreten war. Graf Sparre drängte die Preußen unter Belling bis zur Kavel bei Friedland zurück. Blücher, der in der Hitze des Gefechts zu weit vorgedrungen war, sahe sich bald von Bellingschen Husaren umringt. Er hieb tapfer um sich und wehrte sich mannhaft, aber sein Pferd wurde verwundet, es bäumte sich hoch auf und warf ihn ab. In diesem Augenblick wurde er von einem riesigen Husaren gepackt und gefangen fortgeführt. So ist Blücher zu den Bellingschen Husaren gekommen.

III.

Geringwertiges Geld. Viehseuche. Misswachs. Teurung. Flecktyphus. Ruhr. Feuersbrünste.

Durch die Not des siebenjährigen Krieges dazu getrieben, ließ Friedrich der Große geringwertiges Geld münzen, das bald hinter dem Nennwerte so weit zurückblieb, daß ein Friedrichsdor noch nicht einen Goldwert von 2 Thalern hatte, und ebenso wurden aus der feinen Mark Silber statt 14 Thaler 40 Thaler geprägt. Nach dem Kriege wurde das schlechte Geld, auch Herzog Friedrich und andere Fürsten hatten geringwertiges Geld prägen lassen, auf seinen wahren Wert heruntergesetzt. Dadurch büßten alle, in deren Händen bedeutende Summen von diesem schlechten Gelde waren, den größten Teil ihres Vermögens ein. Die Folge war Verarmung, Geldmangel, Kreditlosigkeit.

Dazu kam die schreckliche Rinderpest, die von 1745 bis 1782 mit längeren oder kürzeren Unterbrechungen in Mecklenburg wütete und die größten Rindviehherden, wie die einzige Kuh einer armen Witwe hinwegraffte. Am furchtbarsten zeigte sich diese Seuche in den Jahren 1751 und 1752 und von 1764—1768, sowie von 1775—1780.

Aber die Not, welche diese verheerende Viehseuche hervorrief, wurde in den Jahren 1770—1774 noch größer durch Mißwachs, Teurung und ansteckende Krankheiten. Im Jahre 1770 fiel vom 14.—17. und vom 20.—24. März so hoher Schnee, daß er stellenweise bis an die Dächer reichte, und aller Verkehr aufhörte. Bis Mitte Mai blieb viel Schnee auf den Feldern liegen, und die Wintersaaten gingen darunter größtenteils zu Grunde. Einen ähnlichen Schneefall hatte man bei uns am 7., 8. und 9. April 1837. Das folgende Jahr 1771 war ein ungewöhnlich nasses Jahr. Als die Zeit der Ernte kam, regnete es so unaufhörlich, daß in sechs Wochen nur wenige Tage von schweren Regengüssen frei blieben. Draußen

auf dem Felde wuchs das Korn aus, die Garben standen da wie „grüne Büschel", und das aus dem ausgewachsenen Korn gebackene Brot war ungenießbar. Die Teurung ward um so größer, als in dem nassen Jahre auch die Kartoffeln gänzlich mißraten waren. Der Preis des Roggens stieg auf das Vier- und Fünffache. Zu der Teurung kam noch Flecktyphus, eine sehr ansteckende Krankheit, die in den Jahren 1771—1773 ganze Familien hinwegraffte. Darauf kam im nächsten Jahre die rote Ruhr ins Land, welcher wieder viele Menschenleben zum Opfer fielen.

Auch verheerende Feuersbrünste blieben nicht aus. Am 8. Juli 1758 wurde der größte Teil der so reizend in bergiger Gegend gelegenen Stadt Stargard in einen Schutt- und Aschenhaufen verwandelt. Das Feuer ging in den Vormittagsstunden auf, als gerade viele Einwohner nach Neubrandenburg zum Jahrmarkt gegangen waren, und es verbreite sich mit solcher Schnelligkeit, daß bald die halbe Stadt den Anblick eines großen wogenden Feuermeeres darbot. Auch die Turmspitze fing Feuer und von neuem wurde die nach dem Brande von 1709 wiederhergestellte Kirche ein Raub der Flammen. Die große 36 Centner schwere Glocke soll durch den Luftzug so in Bewegung gesetzt sein, daß sie, bevor sie zu Boden stürzte, noch vom flammenumwogten Turme eine Viertelstunde lang vernehmlich läutete. Endlich gelang es den gewaltigen Anstrengungen der von allen Seiten zu Hülfe geeilten Leute den noch übrigen Teil der Stadt zu retten; aber Hunderte von Menschen beweinten obdachlos den Verlust ihrer Habe. Der 27. Mai 1771 war ein Unglückstag für das zu Friedland gehörige Dorf Schwichtenberg, denn an diesem Tage ging durch die Unvorsichtigkeit einer Frau das ganze Dorf samt der Kirche in Flammen auf. Doch genug von all diesen Leiden und Trübsalen, von all diesem Jammer und Elend! —

IV.

Adolf Friedrichs IV. Regententhätigkeit.

Durch die vielen Unglücksfälle und Schicksalsschläge war der Wohlstand des Landes tief erschüttert, aber ein Glück war es für das so schwer heimgesuchte Land, daß es einen Regenten hatte, der auf das Thätigste bemüht war vielfaches Elend zu lindern und neuen Wohlstand zu schaffen. Herzog Adolf Friedrich IV. war vornehmlich darauf bedacht: 1. der so schwer geschädigten Landwirthschaft wieder aufzuhelfen, 2. den Gewerbfleiß durch Anlegung von Fabriken neu zu beleben und 3. den arbeitslosen Handwerkern durch Ausführung größerer Bauten lohnende Beschäftigung zu verschaffen.

1. Da der Ackerbau der vorzüglichste Erwerbszweig in Mecklenburg ist, so galt es, der so schwer geschädigten Landwirtschaft wieder aufzuhelfen. Herzog Adolf Friedrich IV. gewährte zunächst seinen notleidenden Bauern und Pächtern eine wirksame Hülfe durch entsprechende Pachtermäßigung. Durch die Herabsetzung des schlechten Geldes auf seinen wahren Wert wurde der Geldmangel und die Kreditlosigkeit so allgemein, daß viele Landwirte ihre Güter weit unter dem Werte verkaufen mußten, wenn ihnen Kapitalien gekündigt wurden, die nicht zu beschaffen waren. Deswegen erschien im Jahre 1768 die landesherrliche Verordnung für beide Mecklenburg, daß in sechs Jahren niemand berechtigt sein sollte, die Auszahlung von Kapitalien zu verlangen, wenn die Zinsen gezahlt würden. Diese Zahlungsfrist (Indult) währte noch bis 1776. Von da an besserten sich die landwirtschaftlichen Verhältnisse zusehends und das um so mehr, als endlich auch die Rinderpest aufhörte, nachdem noch im Jahre 1780 die herzogliche Landesregierung zu Neustrelitz die Einimpfung (Inokulation) als Schutzmittel anempfohlen hatte.

Unter der Regierung des Herzogs Adolf Friedrich IV. kam auch der Kartoffelbau so in Aufnahme, daß man bald große Kartoffelfelder sehen konnte, während vor dem siebenjährigen Kriege die Kartoffeln nur hie und da als Gartenfrucht angebaut wurden.

2. Um den Gewerbfleiß zu beleben und die Industrie des Landes zu heben, ließ der Herzog mehrere Fabriken anlegen. So entstanden damals die Stärkefabrik zu Fürstenberg, die schnell bedeutenden Absatz fand, die Pulvermühle, die Spielkartenfabrik zu Neubrandenburg und in mehreren Städten die Tabacksfabriken zur Förderung des inländischen Tabacksbaues, der bis auf den heutigen Tag für viele Landwirte, namentlich in der Friedländer Gegend, eine ergiebige Erwerbsquelle geblieben ist. Auch die Kupfermühlen auf der Bäk im Fürstentum Ratzeburg verdankten der umsichtigen Regententhätigkeit Adolf Friedrichs IV. ihre Entstehung. Um den inländischen Wollenmanufakturen aufzuhelfen, wurde durch landesherrliche Verordnung vom 31. Januar 1768 eine Abgabe auf die Ausfuhr der rohen Wolle gelegt. Dadurch sollte verhindert werden, daß die Wolle ins Ausland ginge und von dort, nachdem sie zu Kleidungsstücken und anderen notwendigen Sachen verarbeitet, für schweres Geld zurückgekauft werde. Überhaupt war des Herzogs Streben darauf gerichtet, daß alles, was man an Nahrung und Kleidung gebrauche, soviel als möglich im Lande beschafft werde, damit das Geld im Lande bliebe. Aus diesem Grunde suchte er jeden Zweig des Landbaues und der Industrie für sein Land nutzbar zu machen.

3. Um den arbeitslosen Handwerkern lohnende Arbeit zu geben, ließ er viele, zum Teil großartige Bauten ausführen. Zu Neustrelitz wurde das Schloß weiter ausgebaut, das Orangeriegebäude und das Schauspielhaus entstanden, der Marstall wurde vergrößert, die Stadtkirche gebaut u. s. w. Zu Neubrandenburg, wo der Herzog gerne in den Sommermonaten weilte, entstanden das Palais, das Schauspielhaus, der Marstall und auf der Höhe von Belvedere ein wohleingerichtetes Sommerhaus. Das später zum Seminar eingerichtete Schloß zu Mirow wurde weiter ausgebaut und völlig massiv hergestellt. Zu Strelitz entstand an der Stätte, wo vormals das Residenzschloß gestanden, das jetzige Zucht-, Arbeits- und Irrenhaus.

Zu den weltlichen Bauten kamen aber noch die vielen Gotteshäuser. Als der Herzog am 29. Juli 1768 den Grundstein zur

Neustrelitzer Stadtkirche legte, sagte der Landessuperintendent Masch: „Dankt eurem gnädigen Landesherrn, der für euer geistliches Wohl wie ein treuer Landesvater wacht", und bei der Einweihung der Kirche am 4. November 1778 sagte derselbe: „Die erste Summe zu Anfange dieses prächtigen Baues hat der Herzog dargereicht". Schon damals waren so viele Kirchen entstanden, zu deren Erbauung der Herzog die Baumaterialien geschenkt oder bedeutende Summen hergegeben hatte, daß der Landessuperintendent sagen konnte: „Die Regierung des Herzogs wird, wie durch ein gnädiges und mildes Regiment, so auch durch eine gnädige Fürsorge für die Gotteshäuser merkwürdig." Nach dem Brande der Kirche zu Stargard ließ der Herzog die Schloßkirche auf der Burg für die Stadtgemeinde neu ausbauen, und dort wurden die Gottesdienste so lange gehalten bis am 24. Oktober 1770 die neue Kirche in Gegenwart des Herzogs feierlich eingeweiht wurde. Um die Mittel zum Bau der Neustrelitzer Stadtkirche aufzubringen, wurden 4000 Loose vertrieben. Der Bau des Kirchturms wurde erst 1828 begonnen und 1831 vollendet. Die neue prachtvolle Orgel ist ein Geschenk Sr. K. H. des Großherzogs aus Anlaß des goldenen Ehejubiläums am 28. Juni 1893.

Was das Schulwesen anbetrifft, so heißt es in einer Verordnung des Herzogs vom 10. Dezember 1773: „Unser Wunsch und Bemühen geht dahin, daß das Schulwesen auf einen bessern Fuß gesetzt werde". Eine rühmliche Ausnahme machten damals nur die Gelehrten-Schulen zu Neubrandenburg und Friedland.

Auf dem Gebiete der Rechtspflege hat Adolf Friedrich IV. sich schon dadurch für alle Zeiten ein Ehrengedächtnis gestiftet, daß er die Folter abschaffte, durch welche man vormals viele Unschuldige zwang, ein Verbrechen zu bekennen, das sie doch nicht begangen hatten.

Viele Verordnungen und Einrichtungen geben Zeugnis von der großen Herzensgüte des Herzogs, der in seiner wahrhaft christlichen Gesinnung sich besonders seiner leidenden Unterthanen annahm und für sie sorgte wie ein Vater für seine Kinder. Als in der Zeit von 1771—1774 Flecktyphus und Ruhr sehr viele Opfer forderten,

ordnete er an, daß in seinen Domänen die kranken Tagelöhner auf Herzogliche Kosten von den Ärzten besucht, auch mit den nötigen Arzneimitteln versehen werden sollten. Diese wohlthätige Einrichtung besteht bis auf den heutigen Tag. Und als in den Jahren 1771—1773 die große Teurung im Lande war, bot der edle Landesherr alles auf, die Not der Armen zu lindern, sie mit den nötigen Lebensmitteln zu versehen, um von seinem Lande die Hungersnot fern zu halten, die damals in vielen Ländern in erschrecklichster Weise auftrat. Seiner besonderen Fürsorge erfreuten sich die Gutsunterthänigen (Leibeigenen), denen er, um sie aus ihrer drückenden Lage zu befreien, das Recht gab, sich loszukaufen für einen Preis, der zehn Thaler nicht übersteigen durfte. In seinen Domänen wurde jeder Hausvater, der über funfzig Jahre alt war oder mehr als vier Kinder hatte, von aller Steuer befreit. Adolf Friedrich IV. war ein Fürst von solcher Herzensgüte, Leutseligkeit und Menschenfreundlichkeit, daß es ihm schwer wurde einen Bittenden abzuweisen. Darum ging auch nach dem einstimmigen Zeugnis seiner Zeitgenossen eine tiefe Trauer durch das ganze Land, als er am 2. Juni 1794 aus diesem Leben schied. Die Armen klagten: Wir haben unsern Vater verloren und ihre Thränen flossen, und ihr Segen folgte ihm in die Ewigkeit.

Großherzog Karl.

I.

Herzog Karl als Militär.

Herzog Karl, erster Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, (geboren am 10. Oktober 1741, gestorben am 6. November 1816) folgte seinem am 2. Juni 1794 unvermählt gestorbenen Bruder Adolf Friedrich IV. in der Regierung. Er erlangte im Juni 1815 die Großherzogliche Würde, und somit den königlichen Rang, den schon seine Vorfahren, die alten slavischen Regenten Mecklenburgs gehabt, die bereits in den Tagen Karls des Großen den Titel „Könige der Wenden" führten. Er war der zweite Sohn des zu Mirow residierenden und dort am 4. Juni 1752 verstorbenen Herzogs Karl Ludwig und dessen Gemahlin Elisabeth Albertine, geb. Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen. Schon in früher Jugend trat er in großbritannische Kriegsdienste und gelangte bald wegen seiner militärischen Tüchtigkeit zu den höchsten Ehrenstellen. Im siebenjährigen Kriege, in welchem England und das zu England gehörige Hannover mit Preußen verbündet war, kämpfte er mit Auszeichnung unter dem aus Friedrichs des Großen Schule hervorgegangenen Herzog Ferdinand von Braunschweig wider die Franzosen, die 1758 bei Crefeld und im folgenden Jahre bei Minden geschlagen und über den Rhein zurückgetrieben wurden. Darnach ging Herzog Karl nach Portugal, als das mit England verbündete Portugal von Spanien angegriffen wurde, und kämpfte dort als englischer General unter dem durch seine Kriegs-

kunst hochberühmten Reichsgrafen Wilhelm von Lippe-Schaumburg-Bückeburg, der 1777 als portugiesischer Generalissimus und hannoverscher Feldzeugmeister starb und aus dessen Schule auch der berühmte preußische General Scharnhorst hervorgegangen ist.

In Anerkennung seiner im Kriege wider die Franzosen und Spanier geleisteten Dienste wurde Herzog Karl mit der obersten Befehlshaberstelle in der hannoverschen Armee betraut und nacheinander zum Generalfeldmarschall, zum Generalgouverneur und Statthalter von Hannover ernannt. So hochgestellt, hatte er in Hannover nahezu die Macht und das Ansehen eines regierenden Fürsten und das umsomehr, als sein königlicher Schwager Georg III. von Großbritannien nur selten nach Deutschland kam.

II.

Die Königin Sophie Charlotte.

Es war am 8. September 1761, als der junge, damals dreiundzwanzigjährige König Georg III. sich mit des Herzogs jüngeren Schwester, der am 19. Mai 1744 zu Mirow geborenen Prinzessin Sophie Charlotte vermählte. Die siebzehnjährige Prinzessin wurde von ihren beiden Brüdern, dem regierenden Herzog Adolf Friedrich IV. und Herzog Karl nach England geleitet, wo die hohe Braut des Königs und ihre Brüder mit den höchsten Ehrenbezeugungen empfangen wurden, und wo bald nach ihrer Ankunft die feierliche Trauung in der Hofkapelle vollzogen ward. Die junge Königin erschien an ihrem Hochzeittage, wie bei allen feierlichen Gelegenheiten, im reichsten Juwelenschmuck. Tiefschmerzlich aber war es ihr, daß ihre Mutter diesen Tag nicht mehr erlebt. Diese war in demselben Jahre am 29. Juni im achtundvierzigsten Lebensjahre gestorben. Die junge, durch Geist und Gemüt gleich ausgezeichnete Königin war sehr talentvoll, sehr musikalisch und nicht weniger geschickt in der edlen Kunst des Zeichnens. Durch ihre Tugend und Frömmigkeit aber

ward sie mit ihrem gleichgesinnten Gemahl ein Segen für das englische Volk, dessen ungeteilte Liebe sie in kurzer Zeit gewann. Von dem jungen Könige, der nach Georgs II. Tode († 25. Oktober 1760) den Thron bestiegen, rühmt der englische Schriftsteller Thackeray: „Ich glaube, daß das Vorbild Georgs III., dieses wackern Mannes, seine Mäßigkeit, seine Einfachheit, sein gottesfürchtiges Leben zur Hebung der Sittlichkeit des Landes und zur Läuterung der ganzen Nation unendlich viel beitrugen."

Wie es gekommen, daß die Prinzessin Sophie Charlotte Königin von England geworden, das wird folgendermaßen erzählt: Zur Zeit des siebenjährigen Krieges, als Mecklenburg unter dem Druck der Preußen schwer zu leiden hatte, schrieb die damals sechzehnjährige Prinzessin einen Brief an Friedrich den Großen, in welchem sie unter anderm sagte: „Ich weiß nicht, ob ich über Euer Majestät letzten Sieg fröhlich oder traurig sein soll, weil eben der glückliche Sieg, der neue Lorbeeren um Dero Scheitel geflochten hat, über mein Vaterland Jammer und Elend verbreitet. — — Allein dem sei, wie ihm wolle, so fühlt mein Herz zu sehr für diese Unglücklichen, um eine dringende Fürbitte für dieselben zurückzuhalten. — — Das ganze Land, mein wertes Vaterland, liegt da gleich einer Wüste. Der Ackerbau und die Viehzucht haben aufgehört. Der Bauer und der Hirt sind Soldaten geworden, und in den Städten sieht man nur Greise, Weiber und Kinder, vielleicht noch hie und da einen jungen Mann, der aber durch empfangene Wunden ein Krüppel ist. — — Was aber das Elend auf den höchsten Gipfel bringt, sind die immer abwechselnden Vorrückungen und Zuziehungen beider Armeen, da selbst die, so sich unsere Freunde nennen, beim Abzuge alles mitnehmen und verheeren, und wenn sie wieder kommen, gleich viel wieder herbeigeschafft haben wollen. Von Dero Gerechtigkeit hoffen wir Hülfe in dieser äußersten Not. An Sie mögen auch Frauen und ja selbst Kinder ihre Klagen bringen. Sie — die sich auch zur niedrigsten Klasse gütigst herablassen, und dadurch, wenn es möglich ist, noch größer werden als selbst durch Ihre Siege — werden die meinigen nicht unerhört lassen und zur Ehre des eigenen Ruhmes Bedrückungen

und Drangsalen abhelfen, welche wider alle Menschenliebe und wider alle gute Kriegszucht streiten." — —

Dieser Fürsprache wurde es zugeschrieben, daß die Preußen demnächst bessere Mannszucht hielten und größere Schonung gegen die Einwohner bewiesen. Dieser wahrhaft edle Brief kam aber auch zur Kenntnis des jungen Königs Georg III., und die darin ausgesprochene echt fürstliche Gesinnung der Prinzessin trug nicht wenig dazu bei, daß er um ihr Herz und ihre Hand warb.

Georg III. hatte mit seiner Gemahlin Sophie Charlotte außer seinen Töchtern folgende sieben Söhne: 1. König Georg IV. 2. Friedrich, Herzog von York. 3. König Wilhelm IV., früher Herzog von Clarence. 4. Eduard, Herzog von Kent, dessen Tochter Victoria (geb. 24. Mai 1819) seit dem 20. Juni 1837 Königin von England. 5. Ernst August, früher Herzog von Cumberland, später König von Hannover. 6. August, Herzog von Sussex und 7. Adolf, Herzog von Cambridge († 8. Juli 1850), Vater J. K. H. der Großherzogin Augusta von Mecklenburg-Strelitz.

III.

Die herzogliche Familie.

Herzog Karl vermählte sich am 18. September 1768 mit der Prinzessin Friederike, Tochter des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt und dessen Gemahlin Luise, geb. Reichsgräfin von Leiningen.

Kinder dieser Ehe waren außer dem nachmaligen Großherzoge Georg (geb. 12. August 1779) dessen vier ältere Schwestern: die Herzogin Charlotte von Sachsen-Hildburghausen (geb. 17. November 1769 † 1818), die Fürstin Therese von Thurn und Taxis (geb. 5. April 1773 † 1839) und die beiden Königinnen Luise von Preußen (geb. 10. März 1776 † 19. Juli 1810) und Friederike von Hannover (geb. 2. März 1778 † 29. Juni 1841.)

Nach vierzehnjähriger glücklicher Ehe hatte Herzog Karl den Schmerz die Mutter seiner Kinder zu verlieren. Sie starb am 22. Mai 1782, erst dreißig Jahre alt. Um den Kindern in der liebenden Tante eine zweite Mutter zu geben, führte Herzog Karl am 28. September 1784 die jüngere Schwester seiner heimgegangenen Friederike, die Prinzessin Charlotte als Gattin heim. Aber es war in Gottes Rat beschlossen, daß auch diese der herzoglichen Familie entrissen werden sollte. Sie starb schon im nächsten Jahre am 12. Dezember, nachdem sie am 30. November den Prinzen Karl geboren, der im Jahre 1813 als preußischer General seinen angestammten Heldenmut in vielen Schlachten glänzend bethätigte und mit seiner Brigade und den dazu gehörigen Strelitzer Husaren, den sogenannten C-Husaren, Wunder der Tapferkeit verrichtete. Sein Lebensbild ist hier im letzten Abschnitte dargestellt.

Nach dem herben Verluste seiner zweiten Gemahlin zog sich der so schwer geprüfte Herzog mit seinen Kindern in die Stille des Lustschlosses Herrenhausen zurück. Aber schon 1786 gab er seine Stellung auf und ging nach Darmstadt, wo er seine Kinder der liebevollen Obhut ihrer hochgebildeten Großmutter, der Landgräfin Luise, anvertraute. Diese (geb. 1729) war damals schon Witwe. Sie hatte im Todesjahre ihrer Tochter Friederike auch ihren Gemahl, den zweiten Sohn des Landgrafen Ludwig VIII., den Bruder des regierenden Landgrafen Ludwig IX., verloren, und als Ludwigs IX. Gemahlin gestorben, hatte sie die Leitung des landgräflichen Haushalts übernommen.

Des Herzogs älteste Tochter Charlotte war zur Zeit der Übersiedelung nach Darmstadt schon vermählt. Sie hatte am 3. September 1785 dem Herzog Friedrich von Sachsen-Hildburghausen ihre Hand zum Ehebunde gereicht. Dagegen feierte seine zweite Tochter Therese ihre Vermählung mit dem in Frankfurt am Main residierenden Fürsten Alexander von Thurn und Taxis am 25. Mai 1789. Wenige Tage vor dieser Vermählung (am 5. Mai) brach die französische Revolution aus, die bald für die benachbarten Länder verhängnisvoll werden sollte.

Am Darmstädter Hofe, wo ähnlich wie am Hofe des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar, dessen Gemahlin auch eine Prinzessin von Hessen-Darmstadt war, Kunst und Wissenschaft eifrigst gepflegt wurden, empfingen die jungen Prinzessinnen von Mecklenburg unter der Leitung ihrer Großmutter eine ganz vorzügliche Erziehung.

In diese Darmstädter Zeit fielen auch die beiden letzten Kaiserkrönungen. Leopold II. wurde am 1. September 1790 und dessen Sohn Franz II. am 14. Juli 1792 gekrönt. Zu diesen glanzvollen Krönungsfeierlichkeiten ging die Landgräfin mit den beiden Prinzessinnen Luise und Friederike und deren Bruder Georg nach Frankfurt am Main, wohin auch Herzog Karl zu hoher Dienstleistung bei der Krönung berufen war. So geschah es, daß die nachmalige Königin Luise mit ihren Augen noch die letzte Kaiserkrönung in Frankfurt sahe — sie, die von der Vorsehung berufen war, dem nächsten deutschen Kaiser (Wilhelm I.) das Leben zu geben, einem Kaiser, durch den das neuerstandene deutsche Reich zu hohen Ehren gelangen sollte.

Wenige Wochen vor der letzten Kaiserkrönung, am 15. Juni 1792, wurden die beiden Schwestern Luise und Friederike konfirmiert. An diesem Tage schrieb Luise in ein ihr zur täglichen Erbauung geschenktes Buch: „Der heutige Tag, der Tag meiner Konfirmation, ist der bedeutungsvollste meines Lebens. Gott, welcher Zeuge meiner feierlichen Versprechungen gewesen ist, verleihe mir die Kraft, alles, was ich ihm gelobt habe, zu erfüllen."

IV.

Der Krieg.

Am 20. April 1792 erklärte das revolutionäre Frankreich den Krieg an Oesterreich. Mit Oesterreich aber verbündete sich König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, seit 1786 Friedrichs des Großen Nachfolger. Unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig drangen die Verbündeten, zu denen auch der Landgraf von Hessen-Darmstadt gehörte, in Frankreich vor, traten jedoch, von Dumouriez

verleitet, am 28. September nach der Kanonade von Valmy den Rückzug an. Darauf fielen die Franzosen in die Rheingegenden ein, bemächtigten sich der Städte Speier, Worms und Mainz und besetzten und brandschatzten am 23. Oktober Frankfurt a. M. Als die Feinde sich Frankfurt näherten, sandte Fürst Alexander von Thurn und Taxis seine Gemahlin zu ihrer Schwester Charlotte nach Hildburghausen. Dahin flüchtete auch die Landgräfin mit ihren beiden jüngsten Enkelinnen, und so fanden sich die vier Schwestern am Hofe zu Hildburghausen wieder zusammen. Am 2. Dezember wurde Frankfurt von den Preußen mit Sturm genommen, und der König von Preußen, der sich mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm und dem Prinzen Ludwig beim Heere befand, verlegte dorthin sein Hauptquartier. Als nun die Landgräfin an die Heimkehr dachte, schrieb ihr der Landgraf: „sie möchte ihren Weg über Frankfurt nehmen, damit die jungen Prinzessinnen ihrem hohen Verwandten, dem Könige, vorgestellt werden könnten." Der König hatte nämlich des Landgrafen Tochter Friederike zur Gemahlin. Die Landgräfin wurde mit ihren beiden Enkelinnen zur königlichen Tafel gezogen, und hier war es, wo der dreiundzwanzigjährige Kronprinz Friedrich Wilhelm die siebzehnjährige Prinzessin Luise zuerst sahe und sich von ihrem Anblick so unaussprechlich im tiefsten Innern ergriffen fühlte, wie wenn eine Stimme vom Himmel zu ihm gesprochen: „Die ist es oder keine sonst auf Erden." Am 24. April 1793 fand in Darmstadt die Verlobung statt. An demselben Tage verlobte sich Prinz Ludwig mit der Prinzessin Friederike. Die Vermählung aber konnte wegen des noch fortdauernden Krieges erst gegen Ende des Jahres gefeiert werden. Der Kronprinz und sein um drei Jahre jüngerer Bruder zogen wieder in den Krieg und erwiesen sich durch Mut und Geistesgegenwart ihrer ruhmreichen Ahnen würdig, während die jungen Prinzessinnen Bräute oft für das Leben der beiden ritterlichen Prinzen zitterten. Eines Tages erschienen sie mit ihrer Großmutter im Lager zu Bodenheim, und Göthe, der sie von seinem Zelte aus still beobachten konnte, pries sie als „himmlische Erscheinungen, deren Bild nichts aus seinem Herzen verwischen würde."

V.

Der Einzug, die Vermählung und die Krönung.

Nach beendigtem Feldzuge ward die Vermählung in Berlin gefeiert. Am 21. Dezember kam Herzog Karl mit seinen Töchtern und ihrer Großmutter in Potsdam an, wo die beiden Prinzen auf die Ankunft ihrer Bräute warteten. Am 23. mittags fand der feierliche Einzug in Berlin statt. Die beiden hohen Bräute saßen mit der ihnen entgegen gesandten Oberhofmeisterin Gräfin von Voß in der großen Staatskutsche, gleich hinterdrein fuhr ihr Vater mit der Landgräfin und im nächsten Wagen ihr Bruder Georg mit seinem Kammerherrn.

Alle Stände wetteiferten ihre Huldigung der künftigen Landesmutter darzubringen, die schon am Tage ihres Einzugs durch ihr herzgewinnendes Wesen und ihre bezaubernde Natürlichkeit die Königin der Herzen ward und es für immer geblieben ist.

Und als sie zogen hinein in Berlin,
Da gab's ein lust'ges Gedränge,
An der Ehrenpforte standen geputzt
Knaben und Mädchen die Menge.

Ein kleines Mädchen sprach ein Gedicht;
So hat's der Prinzessin gefallen,
Sie bückte sich und umarmt' es schlicht
Und herzte und küßt' es vor allen.

Die Oberhofmeisterin stand, als ob
Der Schlag sie getroffen hätte:
„Ei, Königliche Hoheit, das ist
Ganz gegen die Etikette!"

Da fragte lächelnd die schöne Frau:
„Darf ich das nicht mehr thun?“ —
Doch jubelnd rief das Volk ringsum
Beglückt: die kennen wir nun!

Mit diesem Kuß auf Kindesmund
Ging sie ins Herz uns ein:
Das wird eine echte Königin
Von Gottes Gnaden sein!

(Ernst Wichert.)

Das war für die Kinder ein Feiertag!
Einhundert und ein Kanonenschlag!
Herzlustig trompeten vierzig Postillone,
Es gehen die Glocken im Jubeltone
Und grüßen die Braut von dem Königssohne,
Das Volk ruft willkommen vieltausendfach,
Das war für die Kinder ein Feiertag!

Gar königlich freut sich die Königsbraut,
Daß ihr auch die Kindlein so herzig und traut
Zum festlichen Gruße entgegenkommen.
Da hat sich ein Mägdlein ein Herz genommen
Und heißt sie als Mutter des Landes willkommen,
Es hat ihr herzklopfend ins Antlitz geschaut;
Und königlich freut sich die Königsbraut.

Wie ein liebseliges Mütterlein
Neigt die Braut sich herab zu dem Mägdelein.
Sie muß ihm aufs Haupt die Hände legen
Und giebt ihm den heiligen Muttersegen,
Sie streckt ihm die offenen Arme entgegen,
Und küßt es, die Augen voll Sonnenschein,
Wie ein liebseliges Mütterlein.

(Johann Gottfried Görnandt.)

Am heiligen Weihnachtsabend (24. Dezember) stand die Kronprinzessin mit der diamantenen Krone der Hohenzollern geschmückt an der Seite des Kronprinzen unter einem von purpurnem Sammet mit eingestickten goldenen Kronen strahlenden Thronhimmel in dem festlich erglänzenden „Weißen Saale“. Der ganze Hof war dort versammelt, und draußen im Lustgarten verkündeten zweiundsiebzig Kanonenschläge die feierliche Stunde der Vermählung. In der Traurede sagte der Ober-Konsistorialrat Sack: „Wohl dem Vaterlande! Und

wohl auch Ihnen, Durchlauchtigste Prinzessin! Denn das Herz, das Ihnen jetzt seine Liebe weiht, dieses Herz verehrt Gott, und Sie sind von der Vorsehung auserwählt, es zu beglücken. Von der Liebe, die Ihre Königliche Hoheit ihm weihen, erwartet der Prinz, was weder Macht noch Würde ihm verleihen können. Die ganze Nation erwartet von Ihnen ein glänzendes Beispiel!" Und als die Ringe gewechselt waren, betete der Geistliche: „Allmächtiger Gott, der du seit Jahrhunderten deine große Huld und Gnade unsern Herrschern bewiesen hast, laß den Glanz unseres Königshauses durch sie vermehrt werden, daß sie eine neue Quelle des Segens für künftige Generationen seien."

Ja fürwahr! Die göttliche Vorsehung, die immer so sichtbar über das Haus Hohenzollern gewaltet, hat Friedrich Wilhelm III. die gefeierte Mecklenburgerin finden lassen, die zu einem unendlichen Segen für Preußen und Deutschland geworden ist.

Am zweiten Weihnachtstage wurde Prinz Ludwig mit Luisens Schwester Friederike getraut.*)

Am 15. Oktober 1795 wurde der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV. geboren und am 28. getauft. Unter den Paten werden genannt: die beiden Großväter König Friedrich Wilhelm II. und Herzog Karl, König Georg III. und dessen Gemahlin Sophie Charlotte. Am 22. März 1797 wurde Kaiser Wilhelm I. geboren. In demselben Jahre starb am 16. November der König, und der Kronprinz, damals 27 Jahre alt, bestieg als Friedrich Wilhelm III. den preußischen Königsthron. Am Krönungstage schrieb die Königin an die liebe Großmutter: „Ich bin nun Königin und was mich dabei am meisten freut, ist die Hoffnung, daß ich nun meine Wohlthaten nicht mehr so ängstlich werde zu zählen brauchen."

---

*) Prinz Ludwig starb im Dezember 1796 und hinterließ Luisens Schwester Friederike als achtzehnjährige Witwe. Die Prinzessin vermählte sich 1798 mit dem Prinzen von Solms-Braunfels, wurde 1814 zum zweiten Male Witwe und feierte im folgenden Jahre in Neustrelitz ihre Vermählung mit Ernst August, Herzog von Cumberland, der als Sohn des Königs Georg III. von Großbritannien 1837 den Thron von Hannover bestieg.

Zur Krönung ist bereitet
Die Preußenkönigin,
Sie haben sie bekleidet
Mit Scepter und Hermelin.

Sie haben die Demantkrone
Ihr auf das Haupt gethan,
Zum Zuge nach dem Throne
Hebt das Geläute an.

Da blickt die Fürstin helle
Auf Scepter und Hermelin
Und spricht aus froher Seele:
„Nun bin ich Königin!

„Ich gehe empor zum Throne
Und freue mich königlich,
Doch nicht an Scepter und Krone
Freut meine Seele sich."

„Im Glanze der Kronjuwelen
Schlägt darum mein Herz so weit:
Nun brauch ich nicht mehr zu zählen
Das Gold der Barmherzigkeit."

„Ich höre die Glocken tönen
Und ziehe zum Throne hin,
Der Himmel soll mich krönen
Zur Armenkönigin!"

(Görnandt.)

VI.

Herzog Karl als Landesvater.

Herzog Karl war ein echt deutscher Fürst, der mit religiösem Sinne einen offenen, biedern Charakter verband. Er war wohlwollend und freundlich gegen jederman und immer zu helfen bereit, wo es irgend in seiner Macht stand. Das hat er besonders in der Franzosenzeit bewiesen, als sein ganzes Streben darauf gerichtet war, seinen hartbedrängten Unterthanen die Leiden und Lasten des Krieges zu erleichtern. Wie er in seinen früheren hohen Stellungen allezeit auf

das Wohl seiner Untergebenen bedacht gewesen war, so trat er die Regierung mit dem heiligen Gelöbnis an, daß er seinem Lande stets ein Vater sein wolle, und das ist er im vollsten und edelsten Sinne des Wortes in guten und bösen Tagen, in Friedens- und Kriegszeiten gewesen. Als er den von seinem Bruder ererbten Thron bestieg, da war Friede im Lande, und mit der ihm eigenen Pflichttreue ließ der neue Herrscher es sich angelegen sein, diesen Friedenszustand zur Förderung der Wohlfahrt seines Volkes auszunützen. Alle heilsamen Verbesserungen in der Regierung und Verwaltung, die Adolf Friedrich IV. begonnen, wurden weiter geführt. Und wie Herzog Karl eifrigst bemüht war, nach allen Seiten hin das Wohl seines Landes zu fördern, so hatte er auch die Freude zu sehen, wie sich Industrie, Handel und Verkehr in den Städten hoben, während die für das vorzugsweise Ackerbau treibende Mecklenburg so wichtige Landwirthschaft durch mancherlei vorteilhafte Einrichtungen und zeitgemäße Verbesserungen auf eine so hohe Stufe gebracht wurden, daß viele Ausländer ins Land kamen, um von den erfahrenen mecklenburgischen Landwirten zu lernen.

Durch weise Sparsamkeit wußte Herzog Karl auch die Finanzen seines Landes zu verbessern. Er beschränkte den Hofstaat und vereinfachte die Verwaltung, indem er die kleinen Ämter Wanzka, Nemerow, Broda, Bergfeld und Sponholz mit den größeren Ämtern vereinigte.

Viel hat der edle Landesherr auch für die Hebung des Schulwesens gethan. Schon 1795 setzte er zu Neustrelitz eine Schulcommission ein, in welcher besonders der Kanzleirat von Türk von 1802 an eine gesegnete Wirksamkeit entfaltete. Später wurde durch Verordnung vom 20. Mai 1809 diese Schulcommission aufgehoben und das Konsistorium zum Oberschulcollegium bestellt. Um tüchtige Lehrer zu bilden, wurde 1801 zu Woldegk ein Seminar errichtet, das 1807 nach Neustrelitz und 1820 nach Mirow verlegt wurde. In seinen Domänen ließ Herzog Karl bessere Schulhäuser bauen, auch erfuhren viele Schulstellen eine Gehaltsverbesserung. Den Woldegkern wurde 1800 eine bedeutende Summe zu einem Schulhause und den Neu-

brandenburgern 1810 ein Haus zur „Erziehungs- und Unterrichtsanstalt für die weibliche Jugend" geschenkt. Zu Neustrelitz wurde am 9. Juni 1803 der Grundstein zu dem jetzigen Gymnasium gelegt, das die Inschrift trägt: „Der sittlichen und wissenschaftlichen Bildung der Jugend von Carl, Herzog zu Mecklenburg." Bei der Grundsteinlegung sprach der Herzog:

„Die feierliche und eigenhändige Legung des Grundsteins zum neuen Schulgebäude diene allen Bürgern und Einwohnern meiner Residenz zum redenden Beispiele meiner großen Aufmerksamkeit auf diese Anstalt. Jeder entnehme hieraus, sowie aus den zum Besten und zur Aufnahme der neuen Schule von uns mit landesväterlicher Sorge getroffenen Verfügungen, wie sehr und ernstlich die moralische und wissenschaftliche Bildung der Jugend mir am Herzen liegt. Von den Vorstehern und Lehrern dieser Anstalt erwarte ich mit Zuversicht, daß solche zur Erreichung dieses guten Zweckes mit treuem Eifer arbeiten, von sämtlichen Bürgern und Einwohnern, daß sie ihre Kinder fleißig zum Unterrichte anhalten werden, damit der Staat dereinst sich guter, gebildeter Bürger zu erfreuen habe."

Seine Unterthanen wußten, wie sehr sein ganzes Streben darauf gerichtet war, ein Segen für sein Land zu werden. Darum hingen sie auch mit tiefster, innigster Verehrung an ihrem Herzog wie Kinder an ihrem Vater.

Der geliebte Herrscher, der fremde Leiden zu lindern als die höchste Aufgabe seines Lebens betrachtete, hat selbst viel leiden, dulden, tragen müssen. Aber im Glauben an den Erlöser der Welt hielt er fest an Gottes Wort, und Gottes Wort war seine Kraft und Stärke. Er glaubte fest an Gottes Schutz und Hülfe, daher seine Ausdauer in den schwierigsten Lagen. Sein Glaube, sein unerschütterliches Gottvertrauen war es, was ihn mitten unter den schwersten Prüfungen aufrecht erhielt und seinen christlichen Mut nicht sinken ließ.

„Der greise Herzog Karl" — so heißt es in der bekannten Schrift: Zum 17. Oktober 1866 von einem Mecklenburger — „war ein deutscher Fürst von altem Schrot und Korn, bereit sich selbst zu opfern gleich einem treuen Hirten, wenn der ihm anvertrauten Herde

dadurch Erleichterung und Schutz werden konnte — ein würdiger Zweig seines alten Wendischen Fürstenstammes, der über 700 Jahre dasselbe Volk, dasselbe Gebiet beherrscht, dessen Wurzeln aber über mehr denn 1000 Jahre in die graue Vorzeit sich erstrecken, wo mächtige Könige der Obotriten bereits genannt werden, als das fränkisch-germanische Kaiserreich im Werden begriffen ist. — Auch den stolzesten Siegern gegenüber verließ den greisen Fürsten keinen Augenblick weder seine Würde, noch sein christlicher Mut, und es ist keine Frage, daß sein kleines Land unsäglich mehr gelitten haben würde, hätte er nicht auf seinem von Gott bestimmten Platze ausgeharret — auf einsam gewordenem Fürstensitz inmitten der Franzosen von der Weichsel bis zur Elbe."

Zu all den bitteren Leiden, unter denen Herzog Karl seinen christlichen Mut und sein himmlisches Gottvertrauen aufrecht erhielt, kam noch der tiefschmerzliche Verlust seiner herrlichen Tochter, der Königin Luise, die am 19. Juli 1810 zu Hohenzieritz aus dem irdischen Vaterhause in die ewige Heimat der Vollendeten einging. In der Nacht zum 18. Juli wollte der Leibarzt Hieronymi ihn auf das nahe bevorstehende Ende der Königin vorbereiten. Da sagte der tiefbekümmerte Vater, von dem die königliche Tochter rühmte, daß sie die Grundsätze christlicher Gottesfurcht seinen Belehrungen und seinem frommen Beispiele verdanke: „Ich bin auf alles gefaßt. Ich weiß einen Spruch, der mir Trost gewährt: Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr." (Jesaias 55, 8.)

In Trübsal und Anfechtungen hat sich sein Glaube allezeit herrlich bewährt und sein Glaube war:

„Wenn Menschenhülfe dir gebricht,
So trau auf Gott und zage nicht.
Wenn niemand hilft, so hilft doch Er,
Mit Ihm ist keine Last zu schwer."

Aus der Franzosenzeit.

I.

Blüchers Zug durch Mecklenburg.

Während Herzog Karl in Ruhe und Frieden sein Land regierte und im Glück seines Volkes sein eigenes fand, brach plötzlich das Unglück auch über Mecklenburg herein, als Napoleons beutelustige Scharen sich über das Land ergossen.

Napoleon (geb. 15. August 1769) hatte sich vom Artillerie-Offizier zum Könige der Franzosen (am 18. Mai 1804) und zum Könige von Italien (am 16. Mai 1805) emporgeschwungen und suchte nun seine Macht und Herrschaft immer weiter auszubreiten. So stiftete er am 12. Juli 1806 unter den süd- und mitteldeutschen Fürsten den Rheinbund und erklärte sich zu dessen Protektor (Beschützer). Darauf legte Franz II., der neunundvierzigste der deutschen Kaiser, am 6. August die deutsche Kaiserkrone nieder und nannte sich fortan Kaiser von Oesterreich.

Nachdem Napoleon schon am 2. Dezember 1805 in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz einen glänzenden Sieg über das russisch-österreichische Heer erfochten hatte, erlitt am 14. Oktober 1806 die preußische Armee bei Jena und Auerstädt eine furchtbare Niederlage. Darauf überall heillose Verwirrung, Niedergeschlagenheit, Mutlosigkeit.

Nur Einer ließ den Mut nicht sinken und das war unser Landsmann, der tapfere General Gebhard Leberecht von Blücher. Er wurde am 16. Dezember 1742 zu Rostock geboren und starb, nachdem er am 3. Juni 1814 zum Fürsten von Walstatt erhoben

war, als General-Feldmarschall am 12. September 1819 im siebenundsiebzigsten Jahre seines Lebens zu Krieblowitz in Schlesien. Von seinem Vater, welcher das östlich von Lage gelegene Landgut Rensow besaß, wurde unser Blücher im Alter von vierzehn Jahren zu seinem Schwager von Krackevitz nach Rügen geschickt. Dort trat er 1758 in den schwedischen Reiterdienst. In einem Gefechte bei Friedland wurde er, als er zu weit vorgedrungen war und sein Pferd, von einer Kugel getroffen, zu Boden stürzte, gefangen genommen. (Chronik der Stadt Friedland Seite 82). Er ward zu dem Obersten von Belling gebracht, und dieser gewann ihn für den preußischen Dienst. Als Rittmeister forderte er seinen Abschied, weil ihm ein jüngerer Offizier vorgezogen war. Er ging nach Polen und betrieb dort die Landwirtschaft, wobei er soviel gewann, daß er sich das Gut Groß-Raddow in Pommern kaufen konnte. Nach Friedrichs des Großen Tode wurde er 1787 als Major wieder in den preußischen Kriegsdienst gezogen, und im Jahre 1792 war er bereits Oberst und Befehlshaber des vormaligen Bellingschen Husaren-Regiments. In den Rheinfeldzügen that er sich durch Kühnheit, schwer zu überlistende Klugheit und rasche Ausführung so vorteilhaft hervor, daß er „der neue Zieten" genannt wurde. König Friedrich Wilhelm II. ernannte ihn 1794 zum Generalmajor, und Friedrich Wilhelm III., der als Kronprinz seine außerordentliche Tapferkeit am Rhein kennen gelernt hatte, beförderte ihn 1801 zum Generalleutnant. In der unglücklichen Schlacht bei Jena war er kaum ins Gefecht gekommen, als der Rückzug befohlen ward.

Mochte nun bald hier, bald dort auf der Flucht ein Truppenteil ohne Schwertstreich sich ergeben oder Festung auf Festung ohne Kampf und Gegenwehr dem Feinde ihre Thore öffnen — unserm Blücher durfte niemand von Waffenniederlegung und Ergebung sprechen. Von Feinden umringt, manövrierte er bald rechts, bald links und war schon nahe daran sich mit dem Fürsten von Hohenlohe zu vereinigen, als sich dieser, von dem Marschall Mürat bedrängt, am 28. Oktober mit mehr denn 10000 Mann bei Prenzlau kriegsgefangen gab. Durch Mürat von Stettin abgeschnitten und im Rücken von dem Marschall Bernadotte, dessen Hauptquartier sich am 29. Oktober

bereits in Fürstenberg befand, hart bedrängt, bahnte sich Blücher einen Weg durch sein Heimatland Mecklenburg. Er nahm am 29. sein Nachtquartier in Feldberg und marschierte am 30. an Neustrelitz vorbei auf Waren, zog unterwegs noch das von dem Marschall Soult verfolgte Korps des Generals von Winning, das von Mirow kam, an sich und hatte nun gegen 20000 Mann unter seinem Oberbefehl. Am 1. November wurde er von den Franzosen bei Waren eingeholt. Nach einem bei Jabel und Nossentin glücklich bestandenen Gefechte setzte er seinen Rückzug über Goldberg und Crivitz auf Schwerin fort. Am 3. November kam es am Südende des Schweriner Sees wieder zu einem hitzigen Gefechte. Blücher wurde immer mehr bedrängt und eingeengt von Bernadotte und Mürat und von dem aus der Priegnitz herbeigeeilten Soult. Aber bei jedem feindlichen Angriff wußte er seine ihm treu ergebenen Truppen zu kräftigem Widerstande anzufeuern. Doch zu einer entscheidenden Schlacht auf offenem Felde durfte er es bei der großen Überlegenheit des Feindes nicht kommen lassen. In der Hoffnung mit seinen Truppen zu Schiffe zu entkommen, zog Blücher weiter über Gadebusch und Ratzeburg nach Lübeck, wo er am 5. November abends ankam. Die Senatoren beriefen sich auf die Neutralität ihrer alten freien Reichsstadt und wollten die Preußen nicht einrücken lassen. Vergebens. Blücher erschien selbst auf dem Rathause und erklärte fest und entschieden: „Wir weichen nicht von hier. Seit drei Wochen sind meine Truppen auf dem Marsche und von Feinden umringt. Ich kann sie nicht verhungern lassen, und dem Feinde darf ich sie nicht übergeben.“ Die Lübecker verpflegten die vom Hunger und von den anstrengenden Märschen erschöpften Truppen. Aber am andern Morgen waren schon die Franzosen da und schritten sofort zum Angriff, Bernadotte auf das Burgthor, Soult auf das Mühlenthor und Mürat auf das Hüxterthor. Bis ein Uhr mittags wurde jeder Angriff zurückgeschlagen. Erst beim vierten Sturmangriff drang Bernadotte in das Burgthor ein, und nun entbrannte ein furchtbarer Straßenkampf. Blücher sprengte auf den Marktplatz und stürmte an der Spitze der dort aufgestellten Reserve die Breite Straße

entlang über den Kaufberg in die Burgstraße hinein, alles über den Haufen werfend, was ihm entgegen kam. Die eingedrungenen Feinde wurden wieder hinausgeworfen. Aber bald drangen die Franzosen mit verstärkter Macht durch das Burgthor in die Stadt hinein, erstürmten auch das Mühlen- und Hüxterthor und griffen nun mit furchtbarer Übermacht die Preußen an. Dennoch schlug Blücher, der jetzt mit seinen wenigen Truppen gegen 80 000 Mann stand, sich tapfer durch und gelangte durch das Holstenthor nach dem Dorfe Ratekau, wo er seine Truppen wieder aufstellte in der Absicht, die Franzosen aus Lübeck zu vertreiben. Nur mit Widerstreben ließ er sich davon abbringen, als seine Offiziere erklärten: „Wir haben nur noch wenige Leute, es fehlt Pulver und Blei, Brot für die Soldaten, Futter für die Pferde, es bleibt uns nichts anderes übrig als die von Bernadotte wiederholt angebotene Kapitulation anzunehmen." Als nun die Bedingungen niedergeschrieben werden sollten, fing Blücher an zu diktieren: „Ich kapituliere, weil ich weder Munition, noch Brot, noch Fourage habe." Da sagten die französischen Heerführer: „Das geht hier nicht, wir schreiben keine Gründe in die Siegesakten." Voller Entrüstung rief Blücher: „So wollt ihr mich beschimpfen? Wollt ihr die Gründe nicht schwarz auf weiß bringen, so schlage ich mich und wäre ich ganz allein übrig." Als die Franzosen merkten, daß der alte unbeugsame Held lieber im heißen Kampfe mit dem Degen in der Hand stürbe als kapituliere, da sagten sie: „er könne ja die Gründe am Ende mit seiner Namensunterschrift verbinden." Darauf entgegnete Blücher: „Das ist mir gleich, ob es vorne oder hinten steht, wenn's nur alle Welt lesen kann." So kam denn am 7. November der Vertrag zu Ratekau zu stande, dem gemäß die Preußen „mit allen Kriegsehren" die Waffen niederlegten und sich gefangen gaben, aber ihr Privateigentum behielten. Sein kleines Heer hatte Blücher nicht gerettet, aber gerettet war seine und seines Heeres Waffenehre. Blücher ging auf Ehrenwort nach Hamburg, wurde im März des nächsten Jahres gegen den französischen General Victor ausgewechselt und erhielt nach dem Frieden zu Tilsit den Oberbefehl über die pommerschen Truppen.

Das neutrale Lübeck aber wurde von den Franzosen drei Tage und drei Nächte hindurch geplündert und erst nach vielen Gewaltthätigkeiten gegen die wehrlosen Bürger geräumt.

Blücher, von der Vorsehung vor allen dazu berufen Napoleon zu stürzen und Deutschland zu befreien, verkündete schon damals mit prophetischem Geiste: „Der Bonaparte muß herunter! Ich werde dabei schon mithelfen, und bevor das gethan ist, sterbe ich nicht. Herunter muß er!"

II.

Mecklenburgs traurige Zustände.

Von den drei starken französischen Kriegsscharen, die hinter Blücher herzogen, marschierte Mürat über Friedland, Malchin, Teterow und Güstrow, Bernadotte über Fürstenberg, Neustrelitz, Stargard, Neubrandenburg, Penzlin, Waren und Malchow, Soult aber über Plau, Lübz nnd Goldberg. Am 4. und 5. November waren Bernadotte und Mürat in Schwerin und ließen von dort ihre Truppen über Gadebusch, Ratzeburg, Grevesmühlen und Rehna auf Lübeck marschieren.

Während im Blücherschen Heere gute Manneszucht und Ordnung herrschte und Plündern und Rauben streng untersagt war, verübten die Franzosen die ärgsten Greuel des Raubes und der Plünderung und mißhandelten die Leute, wenn kein Geld, keine Wertsachen und Kostbarkeiten mehr zu erpressen waren.

Hier ging es nach dem Sprichwort: Wie der Herr, so der Knecht. Napoleon raubte den angestammten Fürsten ihre Länder, seine Generale schrieben unerschwingliche Lieferungen und Kontributionen aus und das Übrige raubten und zerstörten die Soldaten.

Um den Mißhandlungen zu entgehen, flüchteten die unglücklichen Einwohner in entlegene Wälder, in deren Dickicht sie auch ihr Vieh, Pferde und Kühe versteckt hielten. In den Wohnungen der Geflüchteten hausten die Feinde, und was sie nicht raubten, das wurde mut-

willig zerschlagen, wohl auch in Brand gesteckt, wobei nicht selten Häuser und Scheunen in Flammen aufgingen.

In dem Dorfe Gaarz bei Mirow wurde Pastor Reuschel arg mißhandelt und mit dem Tode bedroht, weil er nicht im stande war, die verlangte Summe Geldes zusammenzubringen. Er entkam mit seiner Familie und den übrigen Dorfbewohnern in ein jenseits der Müritz gelegenes Gehölz. Dort hielten die Geflüchteten, in Busch und Rohr versteckt, sich tagelang verborgen, während die Franzosen im Dorfe alles verwüsteten.

Ein anderer Fall. Der damalige Kirchenökonomus Wolter zu Stargard schreibt: „Am 30. Oktober abends drangen die Franzosen in die Stadt und in alle Häuser, wo sie nicht nur alles ausplünderten, sondern auch alles ruinierten und zerstörten. Ich kann den Jammer nicht beschreiben, der überall herrschte. So wie die meisten Einwohner mußte auch ich meine Wohnung verlassen und zwei Nächte unter Gottes freiem Himmel Schutz suchen, weil ich nicht vermögend war, den großen Forderungen der Franzosen genüge zu thun. Was die ersten übrig gelassen hatten, das nahmen in den folgenden Tagen noch die letzten, und als ich mich wieder nach den Meinigen umsehen wollte, war alles leer und verwüstet."

In Fürstenberg brach am 28. Oktober während der Plünderung eine verheerende Feuersbrunst aus. In Neustrelitz begann die Plünderung in der Stadt, während Bernadotte im Schlosse an des Herzogs Tafel saß, und erst auf des Marschalls Befehl wurde der Plünderung Einhalt gethan.

In Neubrandenburg erschien am 30. Oktober abends eine Reiterschar vom Bernadotteschen Korps, und sofort begann die raubsüchtigste Plünderung. Am andern Morgen folgte das ganze Korps, und der Durchmarsch währte fast den ganzen Tag. An demselben Tage rückte Mürat in Friedland ein. Näheres siehe in der „Chronik der Stadt Friedland" Seite 84. Überall, wohin die Franzosen kamen, wurde geraubt und geplündert, und nur einzelne abgelegene Ortschaften blieben verschont.

Herzog Karl, dem die Not seiner Landeskinder tief zu Herzen

ging, erließ schon am 4. November 1806 den Befehl, die Behörden sollten dafür sorgen, daß die besonders schwer Geschädigten mit dem Nötigsten versehen würden. Geraubte Pferde sollten aus seinem Marstalle ersetzt werden.

Als die französischen Kriegsscharen die preußischen Truppen vernichtet hatten, traten sie den Rückzug an und nahmen vom 9. bis 22. November ihren Marsch teils auf Stettin, teils auf Berlin. Aber schon am 27. November rückte ein anderes Korps ein. Es war der General Michaud, der von Hamburg über Ratzeburg und Gadebusch nach Schwerin kam. Zu derselben Zeit traf aus Hamburg von dem französischen Gesandten Bourienne eine Note des Inhalts ein, daß Napoleon Mecklenburg nicht für ein neutrales Land anerkenne, weil es seinen Feinden Hülfe geleistet. Darauf nahm General Michaud im Namen Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen von Mecklenburg-Schwerin Besitz und forderte die Einwohner auf, dem Kaiser Gehorsam und Unterwürfigkeit zu beweisen. Darnach traf am 13. Dezember der französische Brigade-General Laval als Gouverneur des Landes in Schwerin ein und nahm alle Behörden in Eid und Pflicht. Nun mußte an allen öffentlichen Gebäuden das mecklenburgische Wappen dem französischen Adler Platz machen. Alle Gegenvorstellungen des Herzogs Friedrich Franz I. waren vergeblich. Napoleon wollte seine Neutralität nicht anerkennen, weil er im Jahre zuvor russischen und schwedischen Truppen den Durchmarsch nach Hannover gestattet hatte. Er ging am 8. Januar 1807 nach Altona und konnte erst am 11. Juli von dort zurückkehren, nachdem Kaiser Alexander von Rußland es beim Tilsiter Friedensschluß zu einer der ersten Bedingungen gemacht hatte, daß dem Herzog von Mecklenburg-Schwerin sein Land wieder eingeräumt werde. Der betreffende Artikel des Tilsiter Friedens lautet: „Die Fürsten von Mecklenburg und der Fürst von Sachsen-Koburg sind in den Besitz ihrer Staaten wieder eingesetzt worden." (Les Princes de Mecklenbourg, et le Prince de Saxe-Cobourg sont réintégrés dans la possession de leurs Etats.)

Zwar sollte nach einer Note Bouriennes vom 29. November 1806 auch das Herzogtum Mecklenburg-Strelitz von französischer

Seite in Besitz genommen werden; doch erreichte es Herzog Karl, daß Napoleon seine Neutralität anerkannte, ihn auf seinem Throne ließ und ihm sogar für seine Residenz eine Sicherheitswache gab. Für das Strelitzer Land war es ein großes Glück, daß es in dieser schweren Zeit seinen Herzog zur Seite hatte, der als kriegserfahrener Fürst durch seine Einsicht und insbesondere durch seine Kenntnis von Truppenverpflegung seinen Unterthanen die Kriegslasten um vieles erleichtern konnte. Denn wenn auch endlich das Plündern und Rauben aufhörte, so hatte doch das Land durch die fortwährenden Durchmärsche und Einquartierungen französischer Truppen viel zu leiden. Auch waren nicht allein die im Lande befindlichen Truppen zu verpflegen, sondern selbst nach weit entfernten Gegenden, nach Berlin, Magdeburg, Thorn und Danzig mußten Kleidungsstücke und Lebensmittel, Pferde und Schlachtochsen geliefert werden. Dazu kamen selbstverständlich die vielen Vorspanne und Kriegsfuhren. Dies immerwährende Liegen auf der Landstraße mit den Gespannen, wobei nicht selten Pferde und Wagen verloren gingen, mußte wohl manchen Landwirt, besonders zur Saat- und Erntezeit, in Verzweiflung bringen. Am schwersten wurde Friedland von Durchmärschen und Einquartierungen heimgesucht, wie die „Chronik der Stadt Friedland" Seite 84 nachweiset. Man hat berechnet, daß die napoleonische Gewaltherrschaft vom November 1806 bis zum Frühlinge 1813 dem Strelitzer Lande über zwei Millionen Reichsthaler gekostet hat, wobei die Plünderungen nicht gerechnet sind.

Besonders schwer drückte die Continentalsperre. Schon am 21. November 1806 hatte Napoleon allen Handelsverkehr und jegliche Verbindung mit England verboten, und dieselbe Handelssperre wurde auch auf Schweden ausgedehnt. Auf dem ganzen Festlande von Europa sollte keine englische Ware verkauft werden, und wenn irgendwo solche entdeckt würde, sollte sie weggenommen und öffentlich verbrannt werden. Zur Wiedervergeltung nahmen die Engländer alle Schiffe weg, die nach Frankreich, Spanien, Holland, Dänemark und anderen mit Napoleon verbündeten Ländern befrachtet waren. So lagen Schiffahrt und Handel gänzlich danieder, und die für

Mecklenburg unentbehrliche Ausfuhr seiner Landesprodukte war unmöglich geworden.

Um die Einführung englischer Waren zu verhindern, ließ Napoleon die Seehfäen besetzen, und als endlich am 1. Dezember 1807 die französischen Truppen Mecklenburg verließen, blieb noch ein Bataillon in Rostock zurück, bis im Juni 1808 die Küstenbewachung den Mecklenburgern überlassen wurde. Aber im August 1810 rückten wieder französische Truppen ein, und französische Zollwächter (Douaniers) besetzten die ganze Küste und Umgegend bis Friedland und noch weiter ins Land hinein. (Chronik der Stadt Friedland Seite 85.) Infolge der strengen Handelssperre entstanden ganze Schmuggler-Banden. Daneben tauchte auch viel loses Gesindel auf, das zum Teil zu förmlichen Räuberbanden vereinigt, viele Einbrüche und Diebstähle verübte und selbst die Landstraßen in hohem Grade unsicher machte. Es war eine böse Zeit. Überall hörte man Klagen über Nahrungslosigkeit und Geldmangel. Was in den vorangegangenen langen Friedensjahren erarbeitet und erspart war, das ging während der Franzosenzeit zu Grunde. Bares Geld gab es fast garnicht mehr. Da hätten die meisten Landwirtschaften und Geschäfte zu Grunde gehen müssen, wenn nicht durch landesherrliche Fürsorge und Verordnung eine Indult d. i. eine Zahlungsfrist festgesetzt wäre und zwar so, daß man mit einem Schuldner Nachsicht haben und ihm nicht ein Kapital kündigen solle, wenn die Zinsen gezahlt würden. So und auf mancherlei Weise suchten die beiden Mecklenburger Landesherren ihren hartbedrängten Unterthanen zu Hülfe zu kommen.

Im Jahre 1808 mußten auch die mecklenburgischen Herzoge dem Rheinbunde beitreten — M.-Strelitz am 18. Februar und M.-Schwerin am 22. März. Ersteres mußte ein Bataillon Infanterie von 400 Mann und letzteres 1900 Mann aufstellen und stets marschfertig halten. Die beiden Mecklenburg waren nächst Oldenburg die zuletzt beigetretenen Staaten und die ersten, die 1813 den Rheinbund verließen und gegen Frankreich rüsteten.

In seinem Aufruf vom 30. März 1813 schildert Herzog Karl den traurigen Zustand seines Landes wie folgt:

„Während der mächtigste Fürst Europas sich Meinen Beschützer nannte, habe ich nur darauf sinnen — nur dafür sorgen können, wie die Leiden und Lasten Meines Landes zu erleichtern, wie sie erträglich zu machen seyen. Von dem angeblichen Beschützer selbst gingen diese Lasten und Leiden aus! Französische Truppen überschwemmten Mein Land und zehrten von dessen Mark, während Ich ein verhältnismäßig bedeutendes Militär für fremde Zwecke aufstellen und erhalten mußte! Der Seehandel — für Mecklenburgs Wohlstand unentbehrlich — wurde gesperrt! Französische Duanen besetzten das Land, erhoben Steuern für den Kaiser — verbrannten Waren nach Willkür, und wir! mußten sie ernähren! Es wurden für französische Armeen Stückknechte [Kanoniere] gefordert von den Deutschen, und wie die mächtigsten Fürsten des Rheinbundes sich zu dieser Stellung herabließen, blieb auch Mir keine Wahl. Spione drängten sich ein, und die Namen der redlichsten Männer füllten ihre Listen, weil sie ein kräftig freies Wort gesprochen, wohl auch, weil sie den Spähern mißfällig gewesen! Französisches Militär holte Mecklenburgische Männer aus unserer Mitte, um sie nach Willkür zu richten.

Dies ist das treue Bild unseres Zustandes seit den letzten sechs Jahren; unser Eigentum, unsere öffentliche und persönliche Freiheit stand in den Händen der Feinde, und unser Blut mußten wir lassen für sie."

Königin Luise.

I.

Briefe der Königin Luise an ihren Vater.

Zu den Kriegsdrangsalen, die Herzog Karl im eigenen Lande zu erdulden hatte, kam noch die bange Sorge um die Königin Luise und um das Schicksal des mit Mecklenburg so eng verbundenen preußischen Staates. Die Briefe, welche die Königin in den Tagen schwerster Heimsuchung an den Vater geschrieben, lassen erkennen, welche innige und verständnisvolle Geistesverwandtschaft zwischen Tochter und Vater bestanden. Wie tiefschmerzlich mußte es für den Vater sein, die Tochter unter dem Druck der napoleonischen Tyrannei so leiden zu sehen, und doch — wie erhebend solch eine Tochter zu haben, wie die unvergleichliche und ewig unvergeßliche Königin Luise!

Am 27. Oktober 1806, dreizehn Tage nach der unglücklichen Schlacht bei Jena und Auerstädt, hatte Napoleon an der Spitze seiner Garden seinen feierlichen Einzug in Berlin gehalten. König und Königin waren auf der Flucht und mußten vor dem siegreich vordringenden Feinde sich immer weiter zurückziehen, bis sie zuletzt über die Weichsel flüchteten und in Königsberg ankamen, wo sich bereits die königlichen Kinder mit ihrem Erzieher, dem nachmaligen Superintendenten Delbrück, dem berühmten Leibarzte Hufeland und der treuen Oberhofmeisterin Gräfin von Voß befanden.

Kaum war die Königin am 9. Dezember in Königsberg angekommen, als sie von einem so heftigen Nervenfieber ergriffen wurde, daß ihr Leben volle vierzehn Tage in höchster Gefahr schwebte. Sie war soeben in der Besserung, als die Hiobspost kam: die Franzosen rücken heran! Da erklärte die kranke Königin: „Ich will lieber in die Hände Gottes, als dieser Menschen fallen.“ Eiligst mußten die Kinder abreisen und zwei Tage später, am 5. Januar, folgte die Königin. Hufeland erzählt: „Bei der heftigsten Kälte, bei dem fürchterlichsten Sturme und Schneegestöber wurde sie in den Wagen getragen und zwanzig Meilen weit über die Kurische Nehrung nach Memel gebracht. Wir brachten drei Tage und drei Nächte, die Tage teils in den Sturmwellen des Meeres, teils im Eise fahrend, die Nächte in den elendesten Nachtquartieren zu. Die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee ihr auf das Bett geweht wurde, ohne jegliche erquickende Nahrung. So hat noch keine Königin die bittere Not empfunden! Ich war dabei in der beständigen ängstlichen Besorgnis, daß sie ein Schlagfluß treffen möchte. Und dennoch erhielt sie ihren Mut, ihr himmlisches Vertrauen auf Gott aufrecht und belebte uns Alle.“

Um das weitere Vordringen der Franzosen zu verhindern, nahmen die Russen als Verbündete der Preußen den Kampf wieder auf. Bei Preußisch-Eylau, sechs Meilen von Königsberg, kam es zu einer höchst blutigen Schlacht. Dort kämpften am 7. und 8. Februar 1807 die Russen unter Bennigsen und die Preußen unter L'Estocq und Scharnhorst mit den Franzosen bis zur äußersten Erschöpfung. Gegen 60 000 Tote und Verwundete deckten das Schlachtfeld. Aber umsonst war alles Blutvergießen. Die Schlacht blieb unentschieden. Doch so geschwächt war das französische Heer, daß Napoleon den Vormarsch auf Königsberg nicht wagte, sondern den General Bertrand nach Memel sandte und dem Könige einen sehr vorteilhaften Frieden anbieten ließ. Er verlangte weiter nichts als den Bruch mit Rußland. Es widerstrebte jedoch dem rechtlichen Sinn des Königs seinen Bundesgenossen, den Kaiser Alexander, zu verlassen, was natürlich Napoleon aufs äußerste erbitterte.

Nachdem die Franzosen sich aus der Umgegend von Königsberg zurückgezogen hatten, kehrte die königliche Familie zurück. Das edle, hochherzige Walten der Königin zur Zeit, als in Königsberg nach der furchtbaren Schlacht bei Eylau viele Tausende von verwundeten Kriegern lagen, schildert ein Augenzeuge mit diesen Worten: „Sie sucht, soweit es zarte Weiblichkeit gestattet, das Elend, welches der Krieg mit sich führt, möglichst nach ihren Kräften zu mildern, sie sorgt in unabläßigen Bemühungen mit ansehnlichen Unterstützungen für die Verwundeten und hilf nach allen Richtungen den Notleidenden. Jeder, dem das Glück wird, sich ihr zu nahen, sie zu sehen und zu hören, muß bekennen, daß sie, wenn irgend eine hohe Seele, dem hohen Idiale der reinsten Weiblichkeit nahe kommt. Sich mitteilend ist die Ruhe und Ergebung, mit der sie ihr Unglück trägt. Auch in einer Hütte geboren, wäre sie Königin; auch ohne Königin zu sein, huldigte ihr jedes fühlende Herz."

Am 15. Mai 1807 schrieb die Königin an ihren Vater:

„Bester Vater! Die Abreise des Generals Blücher giebt mir Gottlob einmal eine sichere Gelegenheit, offenherzig mit Ihnen zu reden. Gott, wie lange entbehrte ich dieses Glück und wie oft habe ich an Sie gedacht, wie Vieles Ihnen zu sagen! Bis zur dritten Woche meines Krankenlagers war jeder Tag durch neues Unglück bezeichnet. Die Sendung des vortrefflichen Blücher nach Pommern, der Patriotismus, der jetzt in jeder Brust sich regt, und von welchem die Reservebataillons, die erst seit Monaten organisiert sind und teils schon vorgehen, teils schon gut gefochten haben, ein neuer Beweis sind, alles dies belebt mit neuen Hoffnungen. Ja, bester Vater, ich bin überzeugt, es wird noch alles gut gehen und wir werden uns noch einmal glücklich wiedersehen. — Wenden wir unsern Blick zu Gott, zu ihm, der unsere Schicksale lenkt, der uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlassen! Der König ist mit dem Kaiser Alexander bei der Armee und bleibt, so lange der Kaiser bleibt. Diese herrliche Einigkeit, diese unerschütterliche Standhaftigkeit, im Unglück begründet, giebt die schönste Hoffnung zur Ausdauer. Nur durch Beharrlichkeit kann man siegen, früh oder spät, davon ist nun Alles überzeugt. — Auf ewig Ihr treues Kind und ich darf sagen Ihre Freundin

Luise."

Nach der mörderischen Schlacht bei Preußisch-Eylau war eine viermonatliche Waffenruhe eingetreten. Während dieser Zeit hatte

Napoleon Verstärkungen aus Frankreich, Italien und Deutschland herbeigerufen. Solchen Verstärkungen entsprachen die der russischen Armee bei weitem nicht, und als es nun am 14. Juni bei Friedland zur Schlacht kam, trug Napoleon einen vollständigen, wie wohl teuer bezahlten Sieg über die Russen und Preußen davon. Da mußte die königliche Familie sich abermals nach ihrer äußersten Grenzstadt Memel flüchten; denn schon am Abend des 15. Juni zog Marschall Soult in Königsberg ein.

Drei Tage nach der Niederlage bei Friedland schrieb die Königin an ihren Vater:

„Memel, den 17. Juni 1807.

Mit der innigsten Rührung und unter Thränen der dankbarsten Zärtlichkeit habe ich Ihren letzten Brief vom Monat April gelesen. Wie soll ich Ihnen würdig danken, bester, zärtlichster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbeschreiblichen Vatergüte! Welcher Trost ist dies für mich in meinen Leiden und welche Stärkung! Wenn man so geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein. Es ist wieder aufs neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist, doch bei Gott bitte und beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Zweifel und Kleinmut mein Haupt beugen. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben: der erste ist der Gedanke: wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand und die Vorsehung leitet uns, wenngleich durch Finsternis, doch am Ende zum Licht, denn sein ganzes Wesen ist Licht; der zweite: wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat Er es bewiesen, daß Er nicht Schande will, sondern Ehre, und Er ist besser als sein Schicksal. Preußen will nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, als Er gehandelt hat. Er, der die Wahrheit und Treue selbst ist, konnte seinem Charakter nicht ungetreu und an seinem Volke nicht zum Verräter werden. Wie dieses mitten im Unglück stärkt und hebt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchdringt. Doch zur Sache!

Durch die unglückliche Schlacht bei Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Notwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga. Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenze des Reiches muß. Da

wird es Kraft erfordern! Aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und alles Böse kommt, und mein fester Glaube ist, Gott schickt nicht mehr und legt nicht mehr auf, als wir tragen können. Noch einmal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage Alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur der innere Frieden des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß Mancher, mit einer glänzenden Krone geschmückt und vom Glück umgeben, nicht so froh ist, als wir, mein Mann, unsere gesunden Kinder und ich es sind. Gott schenke allen guten Menschen den Frieden in ihrer Brust, und noch immer wird auch der Unglücklichste Ursachen und verborgene stille Quellen der Freude haben. Noch Eins zu Ihrem Troste, daß nie etwas von unserer Seite geschehen wird, das nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist, und was nicht mit dem Ganzen geht. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeiten. Der König steht mitten im Unglück ehrwürdig und charaktergroß da. Das wird auch Sie trösten, das weiß ich, so wie alle, die mir angehören. Ich bin auf ewig Ihre treue, gehorsame, Sie innig liebende Tochter und Gottlob! daß ich es sagen kann, da Ihre Gnade mich dazu berechtigt,

Ihre Freundin

Luise."

„Den 24. Juni 1807.

Noch immer sind meine Briefe hier, weil nicht nur Wind, sondern Stürme alles Auslaufen der Schiffe unmöglich machen. Nun schicke ich Ihnen einen sichern Menschen und fahre deshalb fort, Ihnen Nachrichten von hier mitzuteilen. Die Armee ist genötigt gewesen, sich immer mehr und mehr zurückzuziehen, und es ist von russischer Seite ein Waffenstillstand auf vier Wochen abgeschlossen worden. Oftmals klärt sich der Himmel auf, wenn man trübes Wetter vermutet; es kann auch hier sein. Niemand wünscht es so wie ich; doch Wünsche sind nur Wünsche und noch keine feste Basen. Also Alles von Dir dort oben, du nie wankende Güte! Mein Glaube soll nicht aufhören; aber hoffen kann ich nicht mehr. Ich berufe mich demnach auf meinen Brief, er ist mir aus der Seele geschrieben; Sie kennen mich ganz, wenn Sie ihn gelesen haben, bester Vater! Auf dem Wege des Rechts leben, sterben, und wenn es sein muß, Brot und Salz essen, das ist unser fester Vorsatz. Nie werde ich ganz unglücklich sein; nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel heruntergestürzt ist, der kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute — o! kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde — aber erwarten thue ich nichts mehr. Kommt noch größeres Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen; aber beugen kann

es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht unsererseits würde mich zu Grabe bringen; doch dahin kommen wir nicht, denn ich fühle es mit edlem Bewußtsein, wir stehen hoch. Sehen Sie, bester Vater, so vermag der Feind der Menschen nichts über mich. Der König ist seit dem 19. mit dem Kaiser vereint; seit gestern sind sie in Tauroggen, nur einige Meilen von Tilsit, wo der französische Kaiser ist. Ich bin zu Ihren Füßen ganz die Ihrige.

Luise."

Wie die Königin von diesem Briefe sagt, daß er ihr aus der Seele geschrieben sei, so sind ihre Briefe allzumal Herzensergüsse, die voll, klar und natürlich aus dem Innern kommen, das sich dem Herzen des unaussprechlich geliebten Vaters öffnet und ohne Rückhalt hingiebt, wie es ist.

Das Unglück von Jena hatte ihrem Herzen eine tiefe Wunde geschlagen. So urplötzlich war sie von der Sonnenhöhe des Glückes in die Nacht bitterer Leiden geführt. Alle Seufzer ihres Volkes klangen in ihrem Gemüte wieder. „Ihre fromm-erhabene Seele trug — nach dem Ausdruck eines Zeitgenossen — den Kummer ihres ganzen Reiches mit, die Schmerzen der Millionen mit, welche voll treuliebender Bewunderung sie Mutter nannten." Und sie selber sagt: „Ich leide unsäglich, die ich, wie Atlas die Welt, eine Bürde von Leiden trage." Aber sie erwies sich größer als die so schwere Last, die sie zu tragen hatte. Ihre Kraft und Stärke war der unerschütterliche Glaube an Gott, den Vater des Lichtes, und an den Erlöser der Welt, von welchem sie sagte: „Ich habe den Heiland unaussprechlich lieb. Seine unendliche, sich aufopfernde Liebe hat eine sanfte, wunderbar gewinnende Kraft." Je tiefer und schmerzlicher sie von den Leiden ihres Königshauses und Volkes ergriffen wurde, desto inniger fühlte sie die Kraft, die ihr von oben herab gegeben wurde. Als Christin wußte die königliche Dulderin sich in Gottes Hand; und im Bewußtsein des Rechts und der treu bewahrten sittlichen Würde trug sie eine solche Fülle des Trostes in sich, daß sie selbst dann, wenn die Not am größten war und alle Hoffnung, ihr Reich wieder hergestellt zu sehen, schwinden mußte, Glauben hielt und mit dem Troste, den ein gutes Gewissen und eine christlich-religiöse Überzeugung gewähren, Andere aufrichtete. In jener furchtbaren

Zeit der Drangsale und der Schrecken, als eine Festung nach der andern fiel, als Niederlage auf Niederlage folgte und alles verloren schien, als jeder neue Tag durch ein neues Unglück bezeichnet war, inmitten der Leidensstürme stand sie, wie eine Augenzeugin schreibt, wie „ein Engel Gottes" da. „Was Andere zur Verzweiflung trieb, das ertrug sie mit nie geahnter Kraft, Sanftmut und Hoffnung." Die Not der Zeit, die Ungunst aller Verhältnisse raubte so manchem den Mut und die Lebenslust. Aber für die Königin wurde des Unglücks finstere Wolke die Glorienwolke, welche sie in den Augen ihres Volkes zu einem erhabenen Schutzengel des Vaterlandes erklärte. Heinrich von Kleist sang:

Erwäg' ich, wie in jenen Schreckenstagen
Still Deine Brust verschlossen, was sie litt,
Wie Du das Unglück, mit der Grazie Tritt,
Auf jungen Schultern edel hast getragen,
Wie von des Kriegs zerriss'nem Schlachtenwagen
Selbst oft die Schar der Männer zu Dir schritt,
Wie trotz der Wunde, die Dein Herz durchschnitt,
Du stets der Hoffnung Fahn' uns vorgetragen:
O Herrscherin, die Zeit dann möcht' ich segnen!
Wir sahn Dich Anmut endlos nieder regnen —
Wie groß Du warst, das ahneten wir nicht!
Dein Haupt scheint wie von Strahlen mir umschimmert,
Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,
Wenn er durch finst're Wetterwolken bricht!

Wir Alle mögen, Hoh' und Niedere,
Von der Ruine unsers Glücks umgeben,
Gebeugt von Schmerz, die Himmlischen verklagen;
Doch Du, Erhabene, Du darfst es nicht!
Denn eine Glorie in jenen Nächten
Umglänzte Deine Stirn, von der die Welt
Am lichten Tag' der Freude nichts geahnt.
Daß Du so groß, als schön, warst, war uns fremd!
Und würde Dir durch einen Schluß der Zeiten
Die Krone auch der Welt; die goldenste,
Die Dich zur Königin der Erde macht,
Hat still die Tugend schon Dir aufgedrückt,
Dir, die der hohen Himmelssonne gleich,
In voller Pracht erst strahlt und Herrlichkeit,
Wenn sie durch finstre Wetterwolken bricht,
O Du, die aus dem Kampf empörter Zeit
Die einz'ge Siegerin hervorgegangen
Was für ein Wort, Dein würdig, sag' ich Dir? —

Infolge der unglücklichen Schlacht bei Friedland kam es zu den Friedensverhandlungen zu Tilsit, wo die Königin ihrem hartbedrängten Volk das schwere Opfer brachte als Bittende vor Napoleon zu erscheinen. „Was mich dieser Schritt kostet, das weiß Gott allein," schrieb sie in ihr Tagebuch, „denn wenn ich auch den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als den an, der den König und sein Land unglücklich gemacht hat. Seine Talente bewundere ich, aber seinen Charakter, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht achten. Höflich und artig gegen ihn zu sein, wird mir schwer. Doch das Schwere wird von mir gefordert. Opfer zu bringen, bin ich gewohnt."

Man hatte die Gegenwart der Königin gewünscht, und sie kam. In dem nahe bei Tilsit gelegenen Dorfe Piktupönen, wo der König während der Unterhandlung wohnte, stieg sie im Pfarrhause ab. Zu ihrer Begrüßung erschien in Napoleons Namen der Herzog von Vicenza. Der Kaiser ließ fragen, ob Ihre Majestät ihm die Ehre erweisen wolle, ein Mittagsmahl von ihm anzunehmen. Er gedenke ihr bald nach ihrer Ankunft in Tilsit den ersten Besuch zu machen. Die Einladung wurde angenommen. Unter dem Ehrengeleite einer Schwadron französischer Garde-Dragoner fuhr die Königin in einem achtspännigen Staatswagen, den ihr Napoleon entgegen geschickt, in Tilsit ein und stieg vor dem Hause ab, das dem Könige dort zur Wohnung diente. Bald darauf erschien Napoleon. Die Königin empfing ihn oben an der Treppe mit dem Bedauern, daß er zu ihr eine so schmale und steile Treppe habe heraufsteigen müssen. Der Kaiser antwortete verbindlichst: „Auf dem Wege nach einem solchen Ziele darf man vor keinem Hindernis zurückschrecken." Als aber die Königin in geschickter Wendung auf den Zweck ihrer Reise und auf die Friedensbedingungen überleitete, warf Napoleon in seinem Übermute die Frage hin: „Wie konnten Sie es wagen, mit mir den Krieg anzufangen?" worauf die Königin mit der ihr eigenen hoheitsvollen Würde die denkwürdige Antwort gab: „Sire, dem Ruhme Friedrichs war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben." (Sire,

il était permis à la gloire de Frédéric de nous tromper sur nos moyens, si toutefois nous nous sommes trompés).

Und die Königin hat sich nicht getäuscht. Im ahnungsvollen Gemüte sahe sie schon damals, wie Preußen sich aus der tiefsten Erniedrigung zu desto größerer Macht und Ehre erheben würde. Aber dem siegestrunkenen Kaiser lag es ferne, die Wechselfälle des Krieges und den unausbleiblichen Sturz seiner despotischen Herrschaft zu bedenken.

Indem er das Gespräch auf Mecklenburg lenkte, legte er es darauf an, daß die Königin ihm danken mußte, daß er ihr Heimatland verschont und ihren Vater auf seinem Throne gelassen habe.

Nach einer Viertelstunde verabschiedete sich der Kaiser. Am Abend war Tafel bei Napoleon, der es an Zuvorkommenheit und Höflichkeit gegen die Königin nicht fehlen ließ. Er öffnete ihr selbst den Wagenschlag und führte sie an die Tafel. Sie saß zu seiner Rechten, der König zu seiner Linken. Jemehr aber Napoleon in der Unterredung die hohe geistige Kraft der Königin und die wunderbare Macht ihrer erhabenen Persönlichkeit fühlte, desto sorgfältiger war er auf seiner Hut, um sich nicht zu bindenden Zugeständnissen hinreißen zu lassen, weil seine Politik die größtmögliche Schwächung des preußischen Staates forderte. Thiers sagt von dieser denkwürdigen Zusammenkunft: „Die Stärke des Charakters und Geistes dieser Fürstin machte sich in der Unterhaltung bald fühlbar, so daß selbst Napoleon dadurch in Verlegenheit gesetzt wurde und es sich angelegen sein ließ, daß ihm, während er sich in Beweisen der Achtung und Artigkeit gegen sie erschöpfte, kein einziges Wort entschlüpfte, welches ihn hätte binden können." Napoleon selbst erklärte: „Die Königin blieb trotz meiner Gewandtheit und aller meiner Mühe stets Herrin der Unterhaltung und mit so großer Schicklichkeit, daß es unmöglich wurde, darüber unwillig zu werden." Die Königin kehrte erst spät am Abend nach Piktupönen zurück. Sie hoffte, günstigere Friedensbedingungen zu erlangen, denn Napoleon hatte gesagt: „Sie verlangen viel, aber ich verspreche Ihnen, daran zu denken."

Gegen seinen Oberkammerherrn und Minister Talleyrand äußerte Napoleon nach aufgehobener Tafel: „Wohl erwartete ich

eine schöne Fürstin zu sehen, aber ich fand nicht nur die schönste der Königinnen, sondern auch die interessanteste Frau der Welt. Was ich auch sagen mochte, sie war immer die Leiterin des Gesprächs." Der verschmitzte Talleyrand, den Einfluß der Königin fürchtend, sagte: „Sire, soll denn die Nachwelt sagen, daß der Kaiser Napoleon einer schönen und geistreichen Frau wegen es unterlassen habe, seine größte Eroberung gehörig auszunutzen?" Als am folgenden Tage der preußische Gesandte Graf Goltz zu Napoleon kam, erklärte der Kaiser ganz offen und frei: „Alles, was er der Königin gesagt habe, wären nur höfliche Redensarten gewesen, die ihn zu nichts verpflichteten." Indes folgten die königlichen Majestäten an demselben Tage (es war der 7. Juli) einer nochmaligen Einladung zur kaiserlichen Tafel. Die Königin saß auch diesmal zur Rechten des Kaisers und bestrebte sich, ihn für Preußen günstiger zu stimmen. Besonders lag ihr Magdeburg am Herzen. Schon wiederholt hatte sie den Wunsch ausgesprochen, er möchte doch diese Stadt dem Könige lassen, als sie zuletzt noch eine schwere Kränkung von dem herzlosen Sieger erfahren mußte. Er pflückte nämlich von einem am Fenster stehenden Rosenstocke eine wundervolle Rose und reichte sie der Königin dar. Da sagte die Königin: „Ich nehme sie, aber — mit Magdeburg." Darauf erwiderte Napoleon in unzartester Weise: „Majestät, ich muß bemerken, daß ich es bin, der die Rose giebt, und daß Sie es sind, welche dieselbe empfangen." — „Keine Rose ohne Dornen, doch keine mit solchen Dornen wie diese" sagte seufzend die Königin.

Als es zum Abschiede kam, geleitete Napoleon die Königin wieder an den Wagen und bedauerte, daß er nicht in der Lage sei, ihren Wünschen genügen zu können. Die Königin beklagte es, daß der Held des Jahrhunderts ihr keine Gelegenheit gegeben habe, seine Großmut zu bewundern. „In der That, Majestät", entgegnete Napoleon, „ich beklage, daß es so sein muß; es ist mein böses Schicksal." — „Sire, Sie haben mich grausam getäuscht" war das letzte Wort der Königin. Napoleon und Luise — der berühmteste Mann und die gefeiertste Frau des Jahrhunderts — haben sich niemals wieder gesehen. Mit schwerem Herzen reiste die Königin

nach Memel zurück. An ihre Schwester Friederike schrieb sie: „Was für Schritte ich gethan habe und wie wenig sie mir gelungen sind, weiß die Welt, aber ich war sie als liebende Gattin dem Könige, als zärtliche Mutter meinen Kindern, als Königin meinem Volke schuldig. Das Gefühl, meine Pflicht erfüllt zu haben, ist mein Lohn."

Der König verlor durch den am 9. Juli 1807 unterzeichneten Tilsiter Frieden mehr als die Hälfte seines Landes, mußte eine fast unerschwingliche Kriegssteuer zahlen und bis zu deren Zahlung französische Truppen im Lande ernähren. Überdies mußte er den Rheinbund anerkennen und der verhaßten Handelssperre beitreten.

Nach dem unglücklichen Frieden von Tilsit schrieb die Königin an ihren Vater:

„Bester Vater!

Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glückselig. Es wird mir immer klarer, daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat, und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeern Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. Das sieht niemand klarer ein als der König. Noch eben hatte ich mit Ihm darüber eine lange Unterredung, und Er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: „Das muß auch bei uns anders werden." Auch das Beste und Überlegteste mißlingt, und der französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und die Preußen tapfer wie die Löwen gefochten haben, müssen wir, wenn auch nicht besiegt, doch das Feld räumen, und der Feind bleibt im Vorteil. Von ihm können wir vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben. Gewiß wird es besser werden, das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte

fest und sicher auf seinem jetzt freilich glänzenden Thron ist. Fest und ruhig ist allein die Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet und meint alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige, böse Zeit eine bessere folgen wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle besseren Menschen, und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irre machen lassen. Ganz unverkennbar ist alles, was geschehen ist und was geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Anbahnung des Weges zu einem besseren Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Wie Gott will, alles, wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft, Mut und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch alles in der Welt nur Übergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden. Hier, lieber Vater, haben Sie mein politisches Glaubensbekenntnis, so gut ich, als eine Frau, es formen und zusammensetzen kann. Mag es seine Lücken haben, ich befinde mich wohl dabei; entschuldigen Sie aber, daß ich Sie damit behellige. Sie sehen wenigstens daraus, daß Sie auch im Unglück eine fromme, ergebene Tochter haben, und daß die Grundsätze christlicher Gottesfurcht, die ich Ihren Belehrungen und Ihrem frommen Beispiele verdanke, ihre Früchte getragen haben und tragen werden, so lange Odem in mir ist."

Die Königin eröffnet nun dem innigstgeliebten Vater einen wonnigen Blick in das Glück ihrer Ehe und in ihr liebeseliges Mutterherz. Sie schreibt unter anderm:

„Gerne werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist, vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werter gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller als je; noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „Du, liebe Luise! bist mir im Unglück noch werter und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an Dir habe. Mag es draußen stürmen — wenn

es in unserer Ehe nur gut Wetter ist." — — Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen, und weil ich ihn von Herzen wieder liebe und wir so mit einander eins sind, daß der Wille des Einen auch der Wille des Andern ist, wird es mir leicht, dies glückliche Einverständnis, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten.

Unsere Kinder sind unsere Schätze und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft.*) Carl ist gutmütig, fröhlich, bieder und talentvoll, Alexandrine ist anschmiegend und kindlich. Sie zeigt eine richtige Auffassungsgabe, viel Verstand, eine lebhafte Einbildungskraft und kann oft herzlich lachen. Von der kleinen Luise läßt sich noch nichts sagen. Möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Oranien, der würdigen Gemahlin des großen Kurfürsten, ähnlich werden! — — Für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennen lernen. Wären sie im Schoße des Überflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernsten Angesicht ihres Vaters und an der Wehmut und an den öfteren Thränen der Mutter. — — Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott täglich in meinem sie einschließenden Gebete, daß er sie segnen und seinen Geist nicht von ihnen nehmen möge. Erhält sie uns Gott, so erhält er meine besten Schätze, die niemand mir entreißen kann. Es mag da kommen, was da will, mit und in der Vereinigung mit unsern guten Kindern werden wir glückselig sein. Ich schreibe Ihnen dies, geliebter Vater, damit sie mit Beruhigung an uns denken. Ihrem freundlichen Andenken empfehle ich meinen Mann, auch unsere Kinder alle, die dem ehrwürdigen Großvater die Hände küssen; und ich bin und bleibe, bester Vater, Ihre dankbare Tochter Luise."

An der Seite des „besten Mannes", umgeben von ihren blühenden, zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Kindern würde die Königin Luise glücklich gewesen sein, wenn ihr teilnehmendes, mitfühlendes Herz nicht die Leiden ihres Volkes als ihre eigenen empfunden hätte.

*) Diese Ahnung ging in Erfüllung. Sie ward die Gemahlin des nachmaligen Kaisers Nicolaus von Rußland und die Mutter Alexanders II., der am 12 April 1881 auf entsetzliche Art ermordet wurde.

Nach dem Tilsiter Friedensschluß kam es zunächst darauf an, die Kriegssteuer herbeizuschaffen, um das Land von den französischen Truppen zu befreien. Zu diesem Zwecke gaben König und Königin ihre besten Schätze und teuersten Kleinodien her, schickten ihr goldenes und silbernes Tafelservice in die Münze und ließen Geld daraus prägen zur Zahlung an Napoleon, um dem armen, ausgesogenen Lande Erleichterung zu verschaffen. Gegen Ende des Jahres wurde das Land wenigstens bis zur Weichsel geräumt und im Januar 1808 kehrte die königliche Familie nach Königsberg zurück. Als der Frühling ins Land kam, wurde auf dem bei der Stadt anmutig gelegenen Huben ein einfaches Landhaus bezogen, das noch heute „Luisenwahl" genannt wird. Zu denen, welche meinten, hier sei alles zu klein und beschränkt, sagte die Königin: „Um glücklich und zufrieden zu sein in seinem Innern, bedarf es nicht viel des Äußern. Gesunde Luft, Stille, Aussichten ins Freie, einige Schatten gebende Bäume, ein paar Blumenbeete, eine Laube reichen hin. Mein Mann und ich sind uns mit den Kindern selbst genug. Und dann habe ich gute Bücher, ein gutes Pianoforte, ein gutes Gewissen und so kann man unter den Stürmen der Welt ruhiger leben als diejenigen, welche diese Stürme erregen."

Wie groß aber auch die Entbehrungen und Einschränkungen des königlichen Hauses waren, König und Königin trugen jegliche Entbehrung mit einer so heiteren Ergebung, als wären sie es in ihrem Leben niemals anders gewohnt gewesen. Dabei fand die Königin noch immer Mittel und Wege Armen und Bedrängten zu helfen. Durch ihr unerschütterliches Gottvertrauen und durch ihre herzliche Teilnahme aber hat sie unendlich viel dazu beigetragen, den Mut des Volkes aufrecht zu erhalten in dieser schweren, unheilvollen Zeit. Die glaubensstarke Königin verzagte nicht, als alle Welt verzweifelte. Ihr Trost und ihre Erquickung war Gottes Wort. Die heilige Schrift war ihr das trostreichste Buch. Darum giebt es ja so viel Trostlose und Verzagte mitten in der Christenheit, weil sie den reichen Schatz von Trost und Frieden nicht kennen, den Gott für alle seine Menschenkinder niedergelegt hat in der heiligen Schrift. Viel Er-

hebung und Belehrung gewährte der Königin das Studium der Geschichte. Besonders studierte sie die Vorträge, die der geschichtskundige Professor Süvern an der Königsberger Universität gehalten hatte. Die Geschichte, als eine Offenbarung Gottes in der Welt, legte ihr die göttliche Erziehung des Menschengeschlechts und die unzerstörbare sittliche Weltordnung Gottes immer klarer, tröstlicher und beruhigender vor Augen. „Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung", sagte sie. Es wurde für sie ein immer anziehenderes Studium, zu erforschen, wie die gegenwärtige Zeit durch die vergangene vorbereitet worden sei. In einem Briefe an ihren Vater sagt sie:

„Ich lese viel und denke viel und, wenngleich von Leiden umringt, giebt es Tage, mit denen ich zufrieden bin, besonders dann, wenn ich aus den Begebenheiten der Vergangenheit, selbst den unglücklichsten und verhängnisvollsten, lerne, wie gerade sie das Mittel und der Weg zu Größerem, zur in der Hitze gereiften Tugend geworden sind."

Ihre Briefe zeigen, wie klar sie die damaligen Zeitverhältnisse erkannte und wie richtig sie die Geschicke des preußischen Staates beurteilte, wie richtig sie auch die weltgeschichtliche Bedeutung Napoleons erfaßte. Sie war schon damals, viel früher als vieltausend deutsche Männer, zu der Einsicht gelangt, daß die alte Zeit vorbei und eine neue angebrochen sei, die neue Einrichtungen und Gestaltungen verlange.

Niemand hat aber auch so innigen Anteil an der Neugestaltung des Vaterlandes genommen als die Königin Luise, die unaufhörlich bestrebt war, in Gemeinschaft mit einsichtsvollen patriotischen Männern, unter denen besonders Stein und Hardenberg zu nennen sind, den sittlichen, christlich-religiösen und vaterländischen Sinn im Volke zu wecken und zu beleben.

Ja, wenn von jenen erhabenen Persönlichkeiten die Rede ist, von denen damals eine tiefe religiöse Erweckung und sittliche Erneuerung des Volksgeistes ausgegangen ist, so ist vor allen in erster Linie die unvergleichliche Königin Luise zu nennen. Sie ist es, die bei Lebzeiten durch die siegreiche Kraft ihres Glaubens und durch

ihre ganze Persönlichkeit wie mit Zaubermacht auf alle Gemüter wirkte, sie ist es, die nach ihrem Tode als eine Heilige alle Herzen zum Kampfe für die höchsten und heiligsten Güter des Lebens entflammte.

In der richtigen Erkenntnis, daß ein besserer Geist im Volke durch eine bessere Jugenderziehung geweckt werden müsse, vertiefte die Königin sich in die Schriften des großen pädagogischen Meisters Pestalozzi, und als dessen Schüler Zeller vom Könige nach Königsberg berufen wurde, nahm sie an der neuen Entwickelung und Hebung des Unterrichtswesens den allerinnigsten Anteil. Von allen Schulen, in welchen die damals noch neue Methode angewandt wurde, ließ sie sich Bericht erstatten.

Die Sorge für eine wahrhaft christliche Erziehung war ihr Herzenssache. Von dem Erzieher ihrer Kinder sagte sie: „Ach wie liebe ich Delbrück! er weckt und nährt die Liebe für den Erlöser und sein heiliges Wort in meinen Kindern.“ Der edle Same, den die fromme Königin in einer schweren Zeit ausgestreut in die Herzen ihrer Kinder, ist aufgegangen und hat reiche Frucht gebracht, als die Zeit der Ernte kam. Aber wie für ihre Kinder, so ist sie für Millionen ein unendlicher Segen dadurch geworden, daß sie, wie kein Anderer, Religion und Sittlichkeit im Volke gefördert hat.

Die Königin Luise war auch eine echt deutsche Königin, die, wie für ihr Preußen, so für ganz Deutschland die innigste Liebe hegte. Als Napoleon im Jahre 1809 Österreich mit Hülfe der Rheinbundstruppen niederwarf, da warf der brennend heiße Schmerz über das Unglück ihres „vielgeliebten Germaniens“ sie wiederholt auf das Siechbett. „Ich bin krank“, klagte sie, „und ich glaube, so lange die Sachen so stehen, werde ich auch nicht wieder genesen. Was soll aus Deutschland werden? Ich kann es nicht aussprechen, was ich fühle. Die Brust möcht' es mir zersprengen.“ Aber selbst in den dunkelsten Tagen verlieh ihr fester Glaube und ihr unerschütterliches Gottvertrauen ihr die Kraft auszuharren im Dulden und voller Hoffnung in die Zukunft zu schauen.

Kaiser Wilhelm sagte: „Von Generation zu Generationen

hat und wird sich das Bild meiner Mutter vererben, wie ihre Tugenden, ihr festes Vertrauen auf Gottes Gerechtigkeit, ihre Liebe zum preußischen und deutschen Volke stets unter allen Wechselfällen gleich leuchtend dastanden." — König Friedrich Wilhelm IV. sagte: „Die Einigkeit Deutschlands liegt mir am Herzen, sie ist ein Erbteil meiner Mutter!"

Was die edle deutsche Frau so heiß ersehnt, so glühend gewünscht, Kaiser Wilhelm hat es herbeigeführt. Glorreich ist erfüllt das Wort der Königin: „Die Nachwelt wird, wenn sie die Leiden dieser Zeit erfährt, wissen, was ich durch sie gelitten habe und sie wird sagen: sie duldete viel und harrete aus im Dulden. Dann wünsche ich, daß sie zugleich sagen möge: aber sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und endlich sie errungen haben." —

II.

Die Königin in Hohenzieritz.

Schon lange hatte die Königin ein sehnliches Verlangen nach dem Vaterhause. Bereits im Juni des verhängnisvollen Jahres 1806, als sie mit ihrem Vater und mit ihrem Bruder Georg in Pyrmont weilte, hatte sie ihrem geliebten Vater versprochen, ihn zu seinem Geburtstage (am 10. Oktober) in seiner Residenz zu besuchen. Aber darnach war der böse Krieg ausgebrochen und hatte sie bis an die äußerste Grenze ihres Reiches getrieben. Erst am 23. December 1809 kehrte die königliche Familie nach Berlin zurück.

Als nun der Sommer kam und die Nachtigallen schlugen und die Rosen blühten, unternahm die Königin die Reise in ihre Mecklenburger Heimat, eine Reise, von der sie nach Gottes unerforschlichem Ratschlusse nicht zurückkehren, sondern aus dem Vaterhause in die ewige Heimat eingehen sollte.

Am 25. Juni 1810 fuhr sie von Charlottenburg über Oranienburg nach Fürstenberg, wohin ihr Vater, ihre beiden Brüder und ihre Schwester Friederike ihr entgegen geeilt waren, nur die einundachtzigjährige Großmutter, die altehrwürdige Landgräfin, die seit dem 6. Mai 1795 bei ihrem Schwiegersohne lebte, war im Schlosse zu Neustrelitz zurückgeblieben.*) Als sie in den Fürstenberger Schloßhof einfuhr und die Ihrigen erblickte, rief sie freudig überrascht: „Ach, da ist mein Vater!" und eilte aus dem Wagen in seine Arme. Die Kunde von dem Kommen der gefeierten Tochter des geliebten Landesherrn verbreitete allgemeine Freude im Lande. Unter hellem Jubel der Bevölkerung fuhr sie gegen Abend in Neustrelitz ein, wo alle Häuser mit Blumen und frischem Grün festlich geschmückt waren.

Nur ein Tag, der 27. Juni, war zum öffentlichen Empfange bestimmt, da die Königin ihre Zeit still im Kreise ihrer Familie zubringen wollte. Als eine ihr von früher bekannte Dame, Frau von Jasmund, die Perlen bewunderte, die sie als einzigen Schmuck trug, sagte sie: „Ich liebe sie auch sehr und habe sie zurückbehalten, als es darauf ankam, meine Brillanten zu opfern. Sie passen besser für mich, denn Perlen bedeuten Thränen und ich habe so viele Thränen vergossen." Darauf jenes Bild des Königs, das sie im Medaillon auf der Brust trug, als ihr köstlichstes Kleinod vorzeigend, fügte sie hinzu: „Es ist das ähnlichste, das ich besitze, auch verläßt es mich niemals."

Am 28. Juni kam ihr der König nachgereist. Freudestrahlend, mit hellem Jubelrufe eilte sie ihm entgegen: „O wie bin ich so glücklich, hörte man sie rufen, als mecklenburgische Prinzessin und Tochter vom Hause meinen Gemahl zu empfangen!"

Und zu ihrem Bruder, mit dem sie im Zimmer ihres Vaters blieb, während der König sich die Schloßkirche zeigen ließ, sagte sie mit hinreißender Innigkeit: „Lieber Georg, nun erst bin ich ganz glücklich!" Darauf trat sie an ihres Vaters Schreibtisch und schrieb

*) Sie starb am 11. März 1818 im Alter von 89 Jahren und wurde am 16. im Großherzoglichen Erbbegräbnisse zu Mirow beigesetzt. In demselben Jahre entschlief am 17. November die Königin Sophie Charlotte.

auf ein Blatt Papier in französischer Sprache: „Mein lieber Vater! „Ich bin heute sehr glücklich als Ihre Tochter und als die Frau des besten der Männer." (Mon cher Père! Je suis bien heureuse aujourd'hui comme votre fille et comme l'épouse du meilleur des époux! Neu-Strelitz, ce 28. juin 1810. Louise.)

Gegen Abend desselben Tages fuhr der Hof nach dem so idyllisch gelegenen Lustschlosse Hohenzieritz. Das schöne, zweistöckige und infolge seiner hohen Lage weithin sichtbare Schloß liegt an einem großen, parkartig angelegten Garten, der sich in schattigen Gängen und geschmackvollen Anlagen die Höhe hinabzieht und reizende Fernsichten in die schöne romantische Umgebung von Wald und See, von üppigen Wiesen und fruchtbaren Getreidefeldern gewährt.

Schon bei ihrer Ankunft in Hohenzieritz fühlte die Königin sich unwohl und zog sich früh zurück. Sie fieberte stark, man glaubte infolge einer Erkältung. Um die Freude ihrer Familie nicht zu stören, erschien sie am andern Tage noch bei der Tafel, und abends zur Theezeit ging sie am Arme des Königs mit ihrem Vater in den Garten zu einem anmutigen Gebüsche, vor welchem einzelne Blumenbeete einen offenen Rasenplatz schmückten. Dies ist die geweihte Stelle im Garten, wo die Königin zum letzten Male unter den Ihrigen saß. Nach dem Wunsche des Königs hat dieser Platz den Namen Luisenplatz erhalten und Herzog Karl hat dort einen kleinen Tempel, den Luisentempel mit der Marmorbüste der Unvergeßlichen, errichten lassen. Jeden Sommer blühen dort die Lieblingsblumen der Königin: Lilien, Hortensien und weiße Rosen. Am 30. Juni wollte der König mit seiner Gemahlin Rheinsberg besuchen. Da aber die Königin am Morgen heftig fieberte und über Brustbeklemmungen klagte, so ließ der Herzog seinen Leibarzt, den Hofrat Hieronymi aus Neustrelitz holen. Nach einem Aderlaß, den der Arzt verordnete, trat eine Besserung ein und der König, den dringende Staatsgeschäfte nach Berlin riefen, verließ am 3. Juli Hohenzieritz mit dem Versprechen, bald zurückzukehren. Allein die Besserung war nur Schein. Zwar hatten Fieber, Husten und Brustbeklemmungen nachgelassen, aber dennoch nahmen die Kräfte der

Königin in höchst bedenklicher Weise ab, und des Nachts kam fast kein Schlaf in ihre Augen.

Der König, der selbst krank wurde und nicht sobald zu ihr zurückkehren konnte, sandte, da Hufeland gerade einem Rufe des Königs von Holland gefolgt war, den berühmtesten Berliner Arzt, den alten Heim. Auch dieser erkannte den Ernst der Krankheit nicht und kehrte mit beruhigenden Nachrichten zum Könige zurück. Die Königin aber geriet in große Unruhe und Sorge, als sie hörte, der König sei krank. Sie wollte hin und ihn pflegen und nicht eher gab sie sich zufrieden, bis ein zärtlicher Brief vom Könige kam, in welchem er voller Liebe und Herzlichkeit schrieb, daß er in der Besserung sei und sobald als möglich zu ihr kommen werde. Die Königin, die diesen Brief immer wieder las, rief hocherzückt: „Welch ein Brief! Wie glücklich ist, wer solche Briefe empfängt!"

Auch ihre Tochter Charlotte schrieb an ihrem Geburtstage, am 13. Juli, einen Brief voll kindlicher Hingebung und Zärtlichkeit. Dieser Brief, in welchem die Tochter ihrem Schmerze Ausdruck gab, daß sie ohne die liebe, gute Mutter ihren Geburtstag feiern müsse, rührte die Königin so, daß sie ihn nicht zu Ende lesen konnte.

Da die für die Königin eingerichteten Zimmer nach Süden lagen und der Hitze der Julisonne ausgesetzt waren, so ließ sich die hohe Kranke die Treppe hinuntertragen in das von ihrem Vater bewohnte Zimmer, dessen Fenster auf den Schloßhof gehen. Dies Zimmer wird noch heute als das Sterbezimmer der Königin gezeigt.

Noch immer hoffte man auf einen glücklichen Verlauf der Krankheit. Am besten verliefen der 14. und 15. Juli. Da war alles voll froher Hoffnung auf baldige Genesung. Als am 15. Juli — es war Sonntagmorgen — die Glocken zur Kirche läuteten, sagte die Königin: „Wie gerne ginge ich in das liebe Gotteshaus.*) Friederike, willst Du mir nicht etwas zur Erbauung vorlesen?" Das Buch,

*) Die vor dem Schlosse gelegene Kirche wurde im Jahre 1806 in Form einer Rotunde erbaut. Laut Inschrift verehrte die Königin Luise der Kirche einen Abendmahlskelch, ihre Schwester Friederike zwei Altarleuchter und die Landgräfin eine silberne Kanne.

das an diesem Morgen den beiden Schwestern zur Erbauung diente, war Arndts „Wahres Christentum.“ In den vielen vorangegangenen schlaflosen Nächten hatte die Königin sich immer erbaut an den schönen Kirchenliedern und trostreichen Psalmen, die sie, wie den 126. Psalm, im Gedächtnisse hatte. Es kam der 16. Juli. Die Königin, die eine gute Nacht gehabt, schien sich immer mehr zu erholen. Aber gegen neun Uhr morgens, als sie sich eben die Zeitung vorlesen ließ, wurde sie plötzlich von heftigen Brustkrämpfen befallen, die mit geringen Unterbrechungen bis gegen zwei Uhr nachmittags anhielten. Nach diesem furchtbaren Anfalle befand sich die so schwer Leidende in einem Zustande äußerster Erschöpfung, und mit matter Stimme sagte sie: „Ich habe geglaubt, mein Ende sei da.“ Jetzt hatte Hieronymi den Grund ihrer Krankheit erkannt und alle Hoffnung aufgegeben. Schleunigst wurden Eilboten an den König abgeschickt. Am andern Tage, Dienstag den 17. Juli, kamen Heim, Generalarzt Görke, des Königs Leibarzt Wiebel und der Wundarzt Schmidt. Die Berliner Ärzte stimmten mit Hieronymi darin überein, daß das Leiden der Königin ein Herzleiden sei und ihr Zustand hoffnungslos.

Die Königin ertrug die heftigsten Schmerzen mit wahrhaft himmlischer Geduld. Keine Klage kam über ihre Lippen. Um ihrer Lieben willen bezwang sie den großen Schmerz. Ängstlich besorgt um ihren Vater und um die liebe Großmutter, sagte sie wiederholt: „Ach, wenn die Angst um mich nur nicht auch sie krank macht!“

In der Nacht zum 19. Juli, ihrer letzten, schien eine Todesahnung ihre Seele zu bewegen, denn sie sagte zu Heim: „Aber bedenken sie, wenn ich dem Könige und meinen Kindern stürbe!“ Sie dachte nicht an sich, sie dachte nur an ihre Lieben und deren Schmerz, wenn sie von ihnen genommen würde. Gegen drei Uhr morgens stellten die Brustkrämpfe sich wieder ein, die bald nachlassend, bald mit neuer Stärke wiederkehrend, bis zum Ende der Königin fortdauerten. Aber trotz aller Schmerzen und Beängstigungen blieb ihr Geist ungetrübt und ihr Gemüt voll stiller Ergebung. Bei einem heftigen Anfalle betete sie: „Ach, Gott, erbarme Dich!“ Der

Krampf ließ nach und sie sprach: „Ach, mein Gott, wie danke ich Dir!“

Gegen vier Uhr traf der König mit seinen beiden ältesten Söhnen ein. Herzinnige Freude verklärte bei seinem Erscheinen das Antlitz der Königin. Aber der Anblick der leidenden Lebensgefährtin, auf deren Verlust die Ärzte ihn schon vorbereitet hatten, erschütterte ihn so, daß er der Heftigkeit seiner Gefühle nicht sogleich Herr werden konnte. Erschrocken fragte die Königin: „Was bist Du so traurig? Ist es denn so gefährlich mit mir?“ — „Ich bin nur so bewegt, weil ich Dich leiden sehe,“ versicherte er, „Gottlob, daß ich hier bin!“ — „Wie bist Du gekommen? Doch nicht in dem offenen Wagen?“ — „Ja, in dem offenen.“ — „In dem offenen und mit Deinem Fieber! Wer ist mitgekommen?“ — „Fritz und Wilhelm.“ — „Ach, welche Freude! Es macht mir so viel Freude, so viel Freude!“

Der König, der den Schmerz nicht länger unterdrücken konnte, ging schnell hinaus, um, wie er sagte, die Söhne zu holen. „Der König thut,“ sagte sie, „als wolle er auf ewig von mir Abschied nehmen.“ Sie seufzte tief und sagte dann: „Man nennt mich eine Königin, und ich fühle mich so ohnmächtig, daß ich keinen Arm rühren kann.“

Die Prinzen erschienen. „Mein Fritz, mein Wilhelm!“ sagte sie tiefbewegten Herzens. Sie wollte reden, aber es versagte ihr die Sprache.

Unterdes rang der König draußen nach Fassung. Die Landgräfin, die mit mütterlicher Sorgfalt den Lebensmorgen ihrer teuren Enkelin bewacht und jetzt mit deren Schwester Friederike so manche Nacht an ihrem Bette schlaflos zugebracht und noch selbst nicht alle Hoffnung aufgeben mochte, suchte den König zu trösten. Voller Verzweiflung sagte er: „Da sie die Meine ist, stirbt sie gewiß.“ Aber seine Liebe zu der Sterbenden war auch so stark und mächtig, daß er den brennend heißen Schmerz in seine Brust verschloß, damit er ihre letzten Augenblicke nicht trübe.

So trat er wieder in das Sterbezimmer ein. „Nun will ich ruhen,“ sagte die Königin. Alle Anwesenden entfernten sich bis auf

den König. Kein Ohr hat die letzten Worte der von einander scheidenden Ehegatten gehört. Nach kurzer Zeit begann wieder ein heftiger Brustkrampf, es war der letzte. Der König rief die Ärzte. Hieronymi riet der Leidenden, die Arme ein wenig zu heben. Sie that es, unterstützt von dem Arzte, sagte aber ruhig und gefaßt: „Mir hilft nichts mehr als der Tod.“ Von ihren Lieben waren alle, die sich stark genug fühlten den letzten Scheideblick zu ertragen, wieder eingetreten. Am Bette saß der König, er hielt ihre rechte Hand, gegenüber kniete ihre Schwester und hielt die linke. Ihr Haupt ruhte an der Brust ihrer treuen Freundin, der Frau von Berg. Am Kopfende standen die Ärzte Heim, Görke und Hieronymi und neben ihnen die Oberhofmeisterin Gräfin von Voß. Noch einmal blickte die Königin, das Auge voll himmlischer Klarheit, empor und mit den Worten: „Herr Jesu, Jesu, mach es kurz!“ neigte sie ihr müdes Haupt zum letzten Schlummer. Es war am Donnerstagmorgen zehn Minuten vor neun Uhr, als sie mit dem Namen Jesu auf den Lippen sanft entschlief. Der liebe Heiland, in dessen gnadenreicher Gemeinschaft sie gelebt und gelitten, hatte ihr letztes Flehen erhört. Ihr Ende war ein seliges; erfüllt war nun, was sie oft und zuletzt noch am Abend vor ihrer Abreise von Charlottenburg gesungen:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir,
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür.
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
So reiß mich aus den Ängsten
Kraft deiner Angst und Pein.“

Der König war zurückgesunken. Er raffte sich wieder empor und errang noch die Kraft, seiner Luise die Augen zuzudrücken — „seines Lebens Sterne, die ihm auf seiner dunklen Bahn so treu geleuchtet.“

Dann ging er seine Söhne zu holen, die er vorhin in den Schloßgarten hatte gehen heißen, damit sie den letzten Kampf der geliebten Mutter nicht sähen, aber einer Ohnmacht nahe, sank er

draußen auf einen Gartenstuhl nieder. Das Vaterherz vermochte es nicht, den Söhnen zu sagen, „eure liebe, gute Mutter ist nicht mehr!“ Das mußte der Bruder der Königin, der Herzog Karl, ihnen sagen. Die Prinzen sanken am Sterbelager der Mutter auf die Kniee und ihre Thränen flossen, die heißen Thränen kindlicher Liebe, während im stummen, tiefsten Seelenschmerze Vater und Großvater sich in die Arme fielen und lange fest umschlungen hielten. Die Prinzen gingen leise in den Garten. Da wurde aus Eichenlaub, Rosen und Feldblumen jener Kranz gewunden, der noch heute im Sterbezimmer unter Glas und Rahmen hängt. Eine Stunde nach dem Tode der Mutter kam die Prinzessin Charlotte mit dem Prinzen Karl. Weinend trat ihnen der Vater entgegen. Als die Prinzessin sahe, daß sie zu spät gekommen, sank sie mit dem herzbewegenden Klagerufe: „Meine liebe, liebe Mama!“ zu Boden. Zu der Landgräfin, die sie zu beruhigen suchte, sagte sie: „Ach wäre ich nur da gewesen, meine Mutter hätte mir gewiß noch etwas gesagt.“ Die Landgräfin antwortete: „Deine Mutter würde Dir gesagt haben: Sei tugendhaft! Ich sage Dir im Namen Deiner verklärten Mutter: Sei so tugendhaft wie sie war! Lebe in ihrem Geiste! Wandle nach dem Vorbilde dieses Engels! Dann wird der Segen Deiner Mutter auf Dir ruhen.“

Am Nachmittage ging der König mit seinen vier Kindern in den Garten. An einem Rosenhügel blieben die Kinder stehen und pflückten und gingen hin und bedeckten die teure, ach! so früh entschlafene Mutter mit ihren Lieblingsblumen. Und der Vater nahm drei Knospen, an einem Stengel gewachsen, und legte sie an ihr Herz — er dachte an seine drei jüngsten verwaiseten Kinder: Alexandrine, Luise und Albrecht.

Die Nachricht von dem Heimgange der Königin rief überall die tiefste Trauer hervor. Als am nächsten Sonntage, am 22. Juli, die Trauerkunde von den Kanzeln verlesen wurde, da ging ein allgemeines Weinen und Schluchzen durch die Kirchen. Denn wie keine Fürstin bei Lebzeiten inniger geliebt worden ist als sie, so ist auch keine nach ihrem Tode schmerzlicher betrauert worden.

Ein Augenzeuge, der Universitätslehrer Heinrich Steffens, berichtet aus Halle: „Der Schmerz malte sich auf allen Gesichtern. Die tiefste Trauer herrschte in allen Häusern, und ein Gefühl schien jeden zu durchdringen, als wäre die letzte schwache Hoffnung mit dem Leben der angebeteten hohen Frau entwichen. — Allgemein schrieb man den Tod der Königin der unglücklichen Lage des Landes zu. Der Feind, so sagte man sich, habe die Schutzgöttin des Volkes getötet. Ein Gefühl der Rache und ein, wenn auch nicht ausgesprochener Schwur, das Andenken an sie durch unerschütterliche Anhänglichkeit zu ehren, stärkte die volkstümliche Gesinnung, die jede Gelegenheit ergreifen wollte, das verhaßte Joch abzuwerfen."

Blücher war, als er den Tod der Königin erfuhr, wie niedergeschmettert. „Flög die Welt in die Luft," rief er, „mir wär's recht. Gott im Himmel, sie muß für uns zu gut gewesen sein!" — Jubelnd aber rief der alte Held, als er von der Höhe des Montmartre das besiegte Paris zu seinen Füßen liegen sahe: „Luise ist gerächt!"

Die Oberhofmeisterin Gräfin von Voß schreibt: „Am 19. Juli gegen neun Uhr morgens war die geliebte Königin verschieden „am gebrochenen Herzen", wie das Volk überall unter Wehklagen ausrief, verschieden in dem lieben, stillen Schlosse ihres Vaters, wohin sie eine unwiderstehliche Sehnsucht getrieben, während der helle Sommermorgen draußen ihren Lieblingsplatz mit Sonnenlicht und Blumenduft umspielte, und die Rosen erblüht waren, auf deren Entfalten sich die Königin so sehr gefreut hatte."

Max von Schenkendorf sang:

„Rose, schöne Königsrose!
Hat auch Dich der Sturm getroffen?
Gilt kein Beten mehr, kein Hoffen
Bei dem schreckenvollen Lose?

Herr und König, schau nach oben,
Wo sie leuchtet gleich den Sternen,
Wo in Himmels weiten Fernen
Alle Heiligen sie loben!"

Am 20. Juli nachmittags verließ der König mit seinen Kindern Hohenzieritz. Am 25. frühmorgens, als eben die Sonne aufging,

wurde die Dahingeschiedene aus dem väterlichen Schlosse hinausgetragen. Herzog Karl, ihr jüngster Bruder, geleitete sie nach Berlin. Von allen Türmen läuteten die Glocken, und in unabsehbaren Scharen eilte die Bevölkerung in Trauerkleidern herbei, um der Königin, die ihr Volk so innig geliebt, das letzte Ehrengeleite zu geben. Als sich am 27. Juli der unendlich lange Trauerzug durch das Brandenburger Thor bewegte, stimmten funfzig Sänger den Choral an: „Jesus, meine Zuversicht." Unter Choralgesang und dem Geläute aller Glocken wurde der mit dunklem Sammet überzogene Sarg ins Schloß getragen und im Thronsaale aufgestellt, und Tag für Tag wallten die Leidtragenden zu Tausenden hinauf zu der unvergeßlichen Herzenskönigin, bis am 30. Juli abends acht Uhr die feierliche Beisetzung unter den Klängen des Liedes: „Was mein Gott will, gescheh allzeit" in der Sakristei der Domkirche stattfand. Darauf folgte am 23. December die Überführung nach dem Mausoleum zu Charlottenburg, das der König inzwischen hatte bauen lassen.

Das Mausoleum im Schloßgarten zu Charlottenburg, diese geweihte Stätte, wo die ewig unvergeßliche Königin ruht, ist zu einem Heiligtume des königlichen Hauses und zu einem Wallfahrtsorte des preußischen und des gesamten deutschen Volkes geworden. Von Rauchs Meisterhand ist dort die Königin als Schlafende auf dem Ruhebette in wundersam rührender Hoheit und Verklärung dargestellt. Theodor Körner sang:

Du schläfst so sanft! Die stillen Züge hauchen
Noch Deines Lebens schöne Träume wieder;
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder
Und heil'ger Friede schließt die klaren Augen;

So schlumm're fort, bis Deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott versöhnt die rost'gen Schwerter brauchen,
Das Leben opfernd für die höchsten Güter!

Tief führt der Herr durch Nacht und durch Verderben,
So sollen wir im Kampf das Heil erwerben,
Daß uns're Enkel freie Männer sterben!

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,
Dann ruft Dein Volk, dann, Deutsche Frau, erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache!

Ein anderer ritterlicher Kämpfer im Befreiungskriege, Fouqué, schreibt: „Ahnungsvoll scheute Napoleon diese erhabene Frauengestalt, die auch aus höheren Sphären herüber noch Jahre nachher ihres königlichen Gemahls Krieger mit zwiefach schöner Begeisterung für Sieg und Tod entzündete. Als im Jahre 1813 der Glaube an alles Hohe und Schöne aus den Übeln des unheilvollen Druckes wieder erwachte, da verbreitete sich — Gott weiß wie — unter den Kriegern die holde Sage, Königin Luise lebe. — — Es lag ja so tief und lebendig in der Sehnsucht eines liebenden Volkes, das, wenn doch alles Gute und Schöne wieder erwachen sollte, auch seine gute, schöne Königin Luise wieder haben wollte."

Gleich der geweihten Stätte im Charlottenburger Schloßpark, wo die Königin ruht, ist auch ihr Sterbezimmer im Hohenzieritzer Schlosse zu einer Stätte geworden, wo des Ortes Heiligkeit das Herz gar tief ergreift mit heiligem Schauer. Zu den schönsten Schöpfungen Rauchs gehört der hier befindliche, in Marmor dargestellte ruhende Kopf der Königin.

Se. Königliche Hoheit der Großherzog Friedrich Wilhelm hat Rauchs berühmtes Denkmal, das die Königin als Schlafende auf dem Ruhebette darstellt, in Marmor nachbilden und dieses herrliche Marmorbild in die im Schloßgarten zu Neustrelitz im Jahre 1892 vollendete Gedächtnishalle überführen lassen. Am 19. Juli war zum ersten Male die Halle geöffnet und alle schauten voller Bewunderung das herrliche Denkmal.

Von andern Denkmälern der Königin sei hier das von dem Bildhauer Enke geschaffene und im Thiergarten zu Berlin errichtete schöne Standbild erwähnt, das am 10. März 1880 feierlich enthüllt wurde. Der Festplatz prangte im reichsten Blumenschmuck. In der Mitte stand das Kaiserzelt, in welchem Kaiser Wilhelm I. und seine hohe Gemahlin, seine Schwester die Großherzogin-Mutter Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin, der Kronprinz und Prinz Karl, sowie der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz und viele Mitglieder der Königlichen Familie der erhebenden Feier beiwohnten.

Bereits am 19. Oktober 1811 wurde das auf dem Marktplatz

zu Gransee errichtete Denkmal eingeweiht, das die Inschrift trägt: „An dieser Stelle sahen wir jauchzend Ihr entgegen, wenn Sie, die Herrliche, in milder Hoheit Glanz mit Engelsfreundlichkeit vorüberzog. An dieser Stelle hier, ach! flossen unsere Thränen, als wir dem stummen Zug betäubt entgegen sahen. — — O! Jammer, Sie ist hin!“

Die Königin ist gestorben und lebt doch noch — sie lebt fort in dem Herzen des deutschen Volkes, das seine gute, engelgleiche Königin Luise nun und nimmermehr vergessen wird.

Karl Gerok sagt in einem tiefempfundenen Gedichte:

Als in des Unglücks heil'ger Majestät
Du hintratst vor den siegenden Despoten
Und nichts dem Marmorherzen abgefleht
Als jene Rose, die er Dir geboten;
Als Du vor Gott in Demut Dich geneigt
Und Dich zu Gott im Glauben hast erhoben,
Und hohen Mutes himmelan gezeigt:
„Kehrt um zum Herrn, die Hülfe kommt von oben!“

Da hat Dein Gott am höchsten Dich verklärt,
In Trübsalsgluten schmelzt er Erdenmängel,
Da hat Dein Volk am tiefsten Dich verehrt
Als seinen Schutzgeist, seinen guten Engel.
So hofftest Du, und sankest hoffend hin,
Früh ausgereift im Sommer Deiner Tage,
So schläfst Du nun, erlöste Dulderin,
Ein Friedensbild im Marmorsarkophage.

Du schläfst? o nein, Du stiegst zu Gott empor
Und flehtest dort für Deines Volkes Sache,
Und schwebtest segnend seinen Fahnen vor
Im heil'gen Krieg, am großen Tag der Rache; —
Und ruhtest nicht, bis ganz das Werk vollbracht
Von Deinem starken, ruhmbedeckten Sohne,
Bis er als Preis der letzten Siegesschlacht
Uns heimgebracht die deutsche Kaiserkrone.

Nun aber schwebst Du segnend, engelmild,
Verklärt in Gott ob unsern deutschen Gauen,
Den deutschen Fürstinnen ein Musterbild,
Ein Ehrenspiegel allen deutschen Frauen;
Und wenn mein Volk ein tröstend Sternbild braucht,
Das himmelan in Not und Trübsal wiese,
So sei's, in Paradieseslicht getaucht,
Dein Engelsbild, o Königin Luise!

Die ruhmreiche Erhebung von 1813.

I.

Napoleons Feldzug gegen Russland.

Der ruhmreichen Erhebung von 1813 voran ging Napoleons unglücklicher Feldzug gegen Rußland. Zur Zeit des Tilsiter Friedens hatte Napoleon zum Kaiser Alexander gesprochen: „Frankreich muß im Westen herrschen, Rußland im Osten — zwei gleiche Herren in Europa.“ — Vier Jahre später dachte er, es sei besser, wenn er allein Herr in Europa wäre. Und siehe da! alle Völker Europas, von Portugal bis Polen, vom Adriatischen Meere bis zur Nord- und Ostsee, wurden gegen Rußland aufgeboten.

Da mußte auch am 15. März 1812 das aus 400 Mann bestehende Strelitzsche Infanterie-Bataillon unter Führung des Generals von Bonin marschieren. Die Schweriner Truppen, 1665 Mann mit 49 Offizieren, gingen unter General von Fallois über Neubrandenburg und kamen in Woldegk mit den Strelitzern zusammen. Die Strelitzer bildeten in dem ungeheuren Heerzuge das 3. Bataillon des 127. französischen Linienregiments, das unter dem Oberbefehl des Marschalls Davout stand. Die Schweriner Truppen wurden der 4. Division des Davoutschen Korps, später aber dem Viktorschen Korps zugeteilt.

Die „große Armee“, die Napoleon, der damals auf dem Höhepunkt seiner Macht und seines Glanzes stand, zwischen Weichsel und Niemen aufstellte, war über eine halbe Million stark. Es waren darunter Franzosen, Portugiesen, Spanier, Italiener, Schweizer, Holländer, Polen und beinahe gegen 200 000 Deutsche, denn außer den Rheinbundstruppen mußte auch Österreich mit 30 000 Mann und Preußen mit 20 000 Mann und 60 Geschützen Heeresfolge leisten.

Am 24. Juni 1812 ging Napoleon über den Niemen, als gerade ein furchtbares Gewitter heraufstieg — Es folgte Blitz auf Blitz und unaufhörlich rollte der Donner. Napoleon aber sprach: „Das Gewitter von Westen kommt über dies Land! Die Schicksale Rußlands sollen durch mich erfüllt werden."

Die russischen Truppen zogen sich vor den französischen in das Innere des Landes zurück. Die Einwohner steckten ihre Wohnstätten in Brand, zerstörten Brunnen und Mühlen, ihr Vieh und ihre Lebensmittel aber nahmen sie mit sich, so daß die vorrückenden Franzosen weder Obdach noch Nahrung fanden. Im August kam es zu einer blutigen Schlacht bei Smolensk und am 7. September bei Borodino, wo 800 000 Mann gegen einander wüteten, und am Abend gegen 80 000 Tote und Verwundete das Schlachtfeld deckten. Sieben Tage nach dieser mörderischen Schlacht stand Napoleon vor Moskaus Thoren. Er dachte dort reiche Vorräte zu finden. Aber Graf Rostoptschin hatte fast alle Einwohner, Vorräte und Wertsachen aus Moskau fortgeschafft.

Schon in der ersten Nacht brach Feuer aus. Die Franzosen wollten löschen; aber die Russen hatten die Feuerspritzen und sonstigen Löschgerätschaften mitgenommen. In der folgenden Nacht vom 15. auf den 16. September erhob sich ein gewaltiger Sturmwind und trieb das schon in vielen Straßen wütende Feuer mit solcher reißenden Schnelligkeit über die ganze Stadt dahin, daß sie bald einem unermeßlichen Feuermeere glich, aus dessen roten Wogen die hohen Türme und Paläste schauerlich herausragten. Von dem Knistern und Prasseln, von dem Wogen und Rauschen des grausigen Flammenmeeres wurde Napoleon aus dem Schlafe aufgeschreckt. Schon war das alles verzehrende Element der alten berühmten Zarenburg, dem Kreml, so nahe gekommen, daß Napoleon fürchten mußte in den Flammen umzukommen. Eiligst warf er sich aufs Pferd und ritt mitten durch die Feuerstraßen dahin. Nur mit Mühe und Not entkam er aus der brennenden Stadt nach dem Lustschlosse Petrowski. Moskau brannte fort bis zum 21. September. Da fielen starke Regengüsse, und etwa der zehnte Teil der Stadt ward gerettet.

Napoleon selbst hat den Brand von Moskau geschildert. Er sagt u. a.: „In der Nacht vom 16. auf den 17., deren schauderhaftes Bild nie aus meiner Seele schwinden wird, stand die ganze Stadt in Flammen. Dicke Feuergarben von den mannigfaltigsten Farben stiegen aller Orten bis zu den Wolken empor, bedeckten den ganzen Horizont und verbreiteten das glänzendste Licht und eine Gluthitze bis in die größte Entfernung. Diese nach allen Richtungen von dem Winde geschleuderten Feuergarben waren bei ihrem Aufsteigen vom furchtbarsten Geräusch und von entsetzlichen Detonationen begleitet, was von Verbrennung des Pulvers und Salpeters, des Öls und Weingeistes in den Kaufläden und Warenlagern herrührte. Die glasierten Dachziegeln flogen in weite Ferne, selbst große Holzbalken wurden weithin geschleudert. Schrecken und Angst hatten alle Gemüter ergriffen."

Nach dem Brande von Moskau wartete Napoleon vergeblich auf Friedensanträge. Er bat um Waffenstillstand. Vergebens. Die Russen, nachdem sie ihn lange genug hingehalten hatten, erklärten, jetzt gehe der Krieg erst an. Da endlich, am 18. Oktober, gab er den Befehl zum Rückzuge. Er wollte einen südlicheren Weg einschlagen, aber eine für die Russen glückliche Schlacht zwang ihn auf demselben Wege zurückzukehren, auf welchem er gekommen war.

Nun aber kam der allmächtige Gott den Russen mit seinen gewaltigen Elementen zu Hülfe. Ungewöhnlich früh begann der Winter mit Schnee und Eis und einer Kälte, die bis zum 28. Grade stieg. Ohne Lebensmittel, ohne Obdach und warme Kleidung zog das entmutigte Heer durch die weiten öden Schnee- und Eisfelder dahin, verfolgt von den Russen, umschwärmt von zahllosen Kosakenhaufen, die kein Mitleid und Erbarmen kannten. Zu Tausenden erlagen die Franzosen dem Hunger, der Kälte und den Lanzenstichen der Kosaken. Unbeschreiblich grauenhaft war in den Tagen vom 26. bis 29. November der Übergang über die Beresina, in deren Fluten Unzählige ihr Grab fanden, während Tausende und Abertausende in die Hände der Russen fielen, die in großen Scharen von Süden und Norden herbeieilten. Nur ein kleiner Rest von der

„großen Armee" schleppte sich nach Deutschland zurück. Im Januar und Februar 1813 zeigten sich die ersten flüchtigen Franzosen in Mecklenburg, meist elende, erbarmungswürdige Krüppel mit erfrorenen Gliedern und unheilbaren Wunden, zerlumpte, vom Hunger ganz abgezehrte und den Tod und ansteckende Seuchen mit sich schleppende Jammergestalten, ein gräßlicher Anblick! Man hat den Verlust, den Napoleon auf diesem Feldzuge erlitten, auf mehr denn 500 000 Mann, 170 000 Pferde und 1300 Kanonen berechnet.

Die ersten Kosaken wurden am 25. Februar in Neubrandenburg gesehen. Am nächsten Tage verließen die noch in Mecklenburg stehenden französischen Truppen mit den verhaßten Douaniers (Zollwächtern) das Land.

Von den Mecklenburgern, die diesen schrecklichen Feldzug mitmachen mußten, haben nur wenige die Heimat wiedergesehen.

II.

Herzog Karls Aufruf.

„Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen." Das war zu jener Zeit ein vielgesungenes Volkslied. Gott selbst hatte auf Rußlands eisigen Gefilden über den übermütigen Tyrannen und sein stolzes Heer ein furchtbares Strafgericht gehalten. Er hatte den bis dahin Unüberwindlichen so geschlagen, daß die unterdrückten Völker erkennen mußten: Das ist Gottes Finger. Der Allmächtige im Himmel ist mit uns.

Da reiften zur Ernte die edlen Saaten, welche die Königin Luise in den Tagen schwerer Prüfung in Gottesfurcht und Glaubensfreudigkeit ausstreute. Es erwachte der Glaube, das Gottvertrauen, die Hoffnung auf göttlichen Beistand. Und mit dem frommen Glauben kehrte im Volke auch heilige Zucht und Sitte zurück. So ward die Zeit der glorreichen Erhebung wider den Tyrannen zugleich eine Zeit der sittlichen Erneuerung des Volkslebens.

Ernst Moritz Arndt sagt in dem „Katechismus des deutschen Wehrmanns“: „Weil Du siehst, deutscher Jüngling, woher Dein Unglück gekommen ist, so mußt Du wieder schauen auf Gott und vertrauen auf den, von dem alle Dinge sind. Denn der Glaube an Gott thut noch täglich Wunder und die Zuversicht auf den Himmel überwindet die Hölle. Und dem Menschen hilft keine Kraft ohne Gott und eitel bleibt, was auf sterblichen Kräften gebaut wird.“

Man betrachtete den Krieg gegen Frankreich als einen Kreuzzug, als einen heiligen Krieg, in welchem der Herr der Heerscharen selbst mit unsichtbarer Hand das Banner führe. Theodor Körner sang:

„Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus Deiner Brust gerissen;
Errette sie mit Deiner Freiheit Sieg!“

Wie Körners Kampf- und Freiheitslieder eine glühende Vaterlandsliebe und eine herzinnige Frömmigkeit atmen, so lebt in ihnen auch die Gewißheit des Sieges. In dem Weihegedicht an die Königin Luise heißt es:

„Und wie einst, alle Kräfte zu beleben,
Ein Heil'genbild, für den gerechten Krieg
Dem Heeresbanner schützend zugegeben,
Als Oriflamme in die Lüfte stieg;
So soll Dein Bild auf uns'ren Fahnen schweben,
Und soll uns leuchten durch die Nacht zum Sieg.
Luise sei der Schutzgeist deutscher Sache,
Luise sei das Losungswort zur Rache!

Und wenn wir dann dem Meuterheer begegnen,
Wir stürzen uns voll Zuversicht hinein!
Und mögen tausend Flammenblitze regnen,
Und mögen tausend Tode uns umdräu'n,
Ein Blick auf Deine Fahne wird uns segnen,
Wir stehen fest, wir müssen Sieger sein! —
Wer dann auch fällt für Tugend, Recht und Wahrheit,
Du trägst ihn sanft zu Deiner ew'gen Klarheit.

Wie bei Körner, so ist bei all den edlen Freiheitssängern Max von Schenkendorf, Fouqué, Achim von Arnim, Heinrich von Kleist die Königin Luise der Schutzgeist deutscher Sache. Als Schutzgeist schwebte sie den frommen Kriegern voran, sie, die hehre

Königsfrau, die in der Zeit tiefster Erniedrigung den Glauben aufrecht erhalten und die Hoffnung geweckt, daß noch einmal für Preußen und Deutschland bessere Zeiten kommen würden.

In dem Bewußtsein, daß die verklärte Königin wesentlich dazu beigetragen, daß nach langen Jahren der Schmach diese Zeit ruhmreicher Erhebung gekommen, stiftete König Friedrich Wilhelm III. an ihrem Geburtstage, am 10. März 1813, für die Helden des beginnenden Freiheitskampfes das Eiserne Kreuz. Am 16. März folgte die Kriegserklärung an Napoleon und am 17. der berühmte „Aufruf an mein Volk."

Da waren die Mecklenburger Herzoge die ersten, die sich vom Rheinbunde lossagten und ihre Unterthanen zum Kampfe für Deutschlands Ehre, Freiheit und Selbständigkeit aufriefen.

Herzog Karls Aufruf vom 30. März hat folgenden Wortlaut:

„Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen haben Sich zum Kampfe gegen den Kaiser der Franzosen vereinigt, zu einem Kampfe für die Unabhängigkeit Europas, insbesondere für Deutschlands Ehre und Freiheit. Mit freudiger Zuversicht und nach den besten Kräften Meines Landes schließe Ich Mich Ihnen an, allerdings nicht ohne die Mittel gewürdigt zu haben, welche den erhabenen Befreiern zur Erreichung ihres großen Zweckes zu Gebote stehen, aber vor allem doch im Vertrauen auf Gott, dem es wohlgefällt, wenn man das erwählet und thut, was Recht ist."

Hier folgt nun jene schon Seite 26 angeführte Schilderung der in den letzten sechs Jahren erduldeten Leiden und Drangsale. Der Schluß des Aufrufs lautet:

„Mecklenburger, deutsche Männer! Die Stunde der Befreiung ist gekommen, und es ist hoch an der Zeit! Laßt auch uns zeigen, daß wir wert sind besserer Tage, indem auch wir freudig und lebendig ans Werk gehen! Dann wird es allen gelingen, wenn jeder das Seine thut. In solcher Zeit sondern sich die herrlichen kräftigen Naturen von denen ab, die in Selbstsucht und Schwäche verkümmert sind, in solcher Zeit erwirbt man sich Achtung, oder verscherzt sie! Wir wollen uns Achtung erwerben bei den Deutschen, indem

ein jeder von uns mit Hingebung thut, was an ihm ist! Mit Gott werde Ich Mich der Ehre wert zeigen, ein deutscher Fürst zu seyn, und ihr, getreue Mecklenburger, werdet allen deutschen Brüdern ein Beispiel geben, auf daß man auch uns nenne in der Geschichte, und unsere Kinder achtungswerter Väter sich rühmen!

Neustrelitz, den 30. März 1813.

Carl,

H. zu Mecklenburg."

Dieser Aufruf rief im Lande eine glühende Begeisterung hervor. Keiner wollte zurückbleiben, der Waffen tragen konnte. Fast die ganze oberste Klasse des Neubrandenburger Gymnasiums meldete sich mit ihrem Lehrer, dem nachmaligen Schönbecker Pastor Milarch zum Kriegsdienste. Edelleute und Gelehrte stellten sich in die Reihen der Freiwilligen, die aus der Werkstatt oder vom Pfluge zur Befreiung des Vaterlandes herbeieilten. In kürzester Zeit war aus Freiwilligen ein Husarenregiment von 480 Mann errichtet und kriegstüchtig eingeübt. Daran hatten sich noch 60 reitende Jäger geschlossen, die sich auf eigene Kosten ausrüsteten. Da das Husarenregiment bald vollzählig war, so mußten ganze Scharen kampflustiger Männer und Jünglinge zurückgewiesen werden. Von diesen traten über zweihundert in preußische Dienste, viele in die Lützower Freischar, „die Schar der Rache" und wegen ihrer schwarzen Kleidung auch „die schwarze Schar" genannt, die durch Körners und Jahns Eintritt große Anziehungskraft gewann.

Selbst im weiblichen Geschlechte erwachte männliche Kampfbegier. Wie Friederike Krüger, das Heldenmädchen von Friedland mit Auszeichnung kämpfte, wird in der Chronik der Stadt Friedland, Seite 94—96 erzählt. Aber auch mit der größten Hingebung und bewundernswürdigsten Aufopferung haben die Frauen in den Lazaretten und Krankenhäusern die schwer Verwundeten gepflegt und vielen dadurch das Leben gerettet.

Die allgemeine Begeisterung rief auch eine allseitige Opferfreudigkeit hervor. Allen voran leuchtete Herzog Karl. Er opferte das ganze fürstliche Silberservice, achthundertachtundsechzig

Pfund schwer und dreißigtausend Reichsthaler an Wert, während seine hochgesinnte Tochter Friederike, die nachmalige Königin von Hannover, ihr Geschmeide und ihre Kostbarkeiten dahingab. Dem Beispiele des herzoglichen Hauses folgten Vornehme und Geringe, und selbst die Ärmsten brachten im opferfreudigen Drange zum Geben und Helfen ihre letzten Sparpfennige, ja manche legten ihre goldenen Trauringe auf den Altar des Vaterlandes und nahmen dafür einen kleinen eisernen Ring, der auf dem äußern Rande die Inschrift führte: „Gold gab ich für Eisen." Für die große heilige Sache des Vaterlandes schien kein Opfer zu groß und zu schwer. Obgleich das Land damals noch nicht siebzigtausend Einwohner zählte, kamen doch in kurzer Zeit 1542 Pfund Silber und über 155 000 Reichsthaler zusammen. Von der Strelitzschen Ritterschaft wurden einhundertachtzig Dienstpferde gestellt und von den Städten achttausend Reichsthaler als freiwillige Gabe dargebracht. So reichlich flossen die Gaben und Spenden, daß die glänzende Ausrüstung und zum Teil auch noch die Erhaltung des Husarenregiments davon bestritten werden konnte.

Zum Chef des Regiments wurde der preußische Oberst von Warburg aus dem Hause Quaden-Schönfeld ernannt, der bei seinem Landsmanne Blücher während des Rheinfeldzuges Adjutant gewesen war. Unter seiner Führung verließen die Husaren und Jäger, nachdem sie zuvor in der Stadtkirche das heilige Abendmahl empfangen hatten, am 29. Juni Neustrelitz und gingen nach Schlesien zur Blücherschen Armee. Dort wurden sie dem berühmten Yorkschen Armeekorps und zwar der vom Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz befehligten Brigade zugeteilt.

Herzog Karl,
der heldenmütige General.

I.

Die militärische Laufbahn des Herzogs Karl.

Kaiser Wilhelm II. hat im Jahre 1889 an seinem Geburtstage (27. Januar) dem 6. Ostpreußischen Infanterie-Regimente den glorreichen Namen „Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz" verliehen, um das Gedächtnis des am 21. September 1837 entschlafenen Helden zu ehren und die unter seiner Führung vollbrachten Ruhmesthaten für alle Zeiten in der Armee lebendig zu erhalten.

Herzog Karl, zweiter Sohn des Herzogs, nachmaligen Großherzogs Karl, geboren am 30. November 1785, wählte die militärische Laufbahn und wurde am 1. Februar 1800 von seinem Königlichen Schwager Friedrich Wilhelm III. zum preußischen Stabskapitän ernannt. Nachdem er am 17. April 1801 von dem Superintendenten Masch in der Schloßkirche zu Neustrelitz konfirmiert war, besuchte er unter Leitung des ihm von dem Könige zugeordneten Gouverneurs, des Leutnants von Schlotheim, die königliche Militärschule (école militaire) zu Berlin von 1801—1803 und dann die Allgemeine Kriegsschule. Hier hörte er die Vorlesungen, welche der durch seine reformatorischen Ideen und deren Verwirklichung bei der Neugestaltung des preußischen Heerwesens so berühmt gewordene General Gerhard von Scharnhorst für Offiziere hielt. Er wurde am 27. Mai 1804 zum Hauptmann im ersten Bataillon der Königlichen Leibgarde und am 29. Februar 1805 zum Major befördert. Als solcher stand er am 14. Oktober 1806 in der unglücklichen Schlacht bei Auerstädt den Franzosen gegenüber. Auf dem ver-

hängnisvollen Rückzuge erreichte er Neustrelitz in einem solchen Zustande, daß sein Vater ihn nicht sogleich weiter ziehen ließ. Bald darauf aber zog der französische General Savary mit seinem Korps durch Neustrelitz. Während dieser im Schlosse wohnte, ließ er den jungen Prinzen vor sich fordern und nahm ihm seinen Degen ab. So kam es, daß er erst nach dem Frieden von Tilsit wieder in seine frühere Truppe eintreten konnte. Im November des nächsten Jahres erhielt er das Kommando über das erste Bataillon der neuerrichteten Garde zu Fuß. Am 9. Februar 1810 wurde er zum Oberstleutnant und am 16. August 1812 zum Obersten befördert. Als im Jahre 1812 der General von Kleist mit dem Yorkschen Korps nach Rußland ging, erhielt Herzog Karl an dessen Stelle das Kommando über die niederschlesische Infanterie-Brigade.

Im Jahre 1813 kam er in Blüchers Generalstab. In dem nun beginnenden Befreiungskampfe setzte er sich gleich in den ersten Schlachten so unerschrocken dem feindlichen Feuer aus, daß bei Groß-Görschen auf der Ebene von Lützen und bei Haynau zwei Adjutanten, die Gebrüder von Schierstädt, an seiner Seite erschossen wurden.

Am 4. Juni kam ein Waffenstillstand zustande, da sowohl Napoleon als auch die Verbündeten Verstärkungen heranzuziehen wünschten. Während des Waffenstillstandes erfolgte am 25. Juni des Herzogs Ernennung zum Generalmajor und zum Chef der ersten Brigade, welche bei der neuen Heereseinteilung die zweite in dem berühmten Yorkschen Armeekorps wurde, das bald die glänzendsten Waffenthaten im Blücherschen Heere aufzuweisen hatte.

Da während des Waffenstillstandes, der bis zum 16. August verlängert wurde, auch Oesterreich dem Bunde gegen Frankreich beitrat, so konnten die Verbündeten drei Armeen aufstellen: 1. Das böhmische Heer oder die Hauptarmee unter dem Fürsten Karl von Schwarzenberg, der zugleich unter der Oberhoheit der Monarchen Generalissimus war, 2. die Nordarmee unter dem zum Kronprinzen von Schweden gewählten früheren französischen Marschall Bernadotte, 3. die schlesische Armee unter dem General der Kavallerie von

Blücher, welchem der Generalmajor von Gneisenau als Chef des Generalstabs zur Seite stand. Das schlesische Heer bestand aus dem ersten preußischen Korps unter dem Generalleutnant von York und den beiden russischen Korps unter dem Baron von Sacken und dem Grafen von Langeron. Die Stärke dieser drei Korps belief sich auf 95 000 Mann und 356 Kanonen. Die Zahl der Preußen betrug 40 000 Mann.

Das Yorksche Armeekorps bestand aus vier Brigaden (1. 2. 7. 8.) unter Oberst von Steinmetz, Generalmajor Herzog Karl von Mecklenburg, Generalmajor von Horn und Oberst von Hünerbein.

Zur zweiten Brigade, die Herzog Karl führte, gehörten drei Bataillone des ersten und drei Bataillone des zweiten ostpreußischen Infanterie-Regiments, vier Bataillone des sechsten Landwehr-Regiments, die vier Schwadronen Mecklenburg-Strelitzer Husaren mit den freiwilligen Jägern und die sechspfündige Fußbatterie Nr. 1. Im Ganzen waren es 7588 Mann.

Die Strelitzer Husaren (auch C-Husaren genannt) kamen mit den sechzig freiwilligen Jägern am 23. Juli in Ohlau an. Über ihre Ankunft schreibt Herzog Karl:

„Marschwitz bei Ohlau, d. 24. Juli 1813.

Teuerster Vater! ich habe gestern einen überaus frohen Tag gehabt; es kam nämlich gestern Ihr schönes Husaren-Regiment an. — — Ich ritt dem Regimente zwei Meilen weit entgegen mit ganz besonderen Gefühlen von Freude und Erwarten; denn natürlich mischte sich auch der Gedanke mit ein: wird das Regiment auch so sein, wie es mein Wunsch sein muß, es zu finden? Endlich kamen die Landsleute aus einem Walde mir entgegen, nun übermannte mich die Freude; denn das Gefühl, hier von meinen Landsleuten umgeben zu sein, sie als Waffengefährten erhalten zu haben, war eins der schönsten, die ich je empfand; ich fühlte aufs neue deutlich, wie lieb ich unser kleines Vaterland habe. Nun kamen die freudigen Gestalten bei mir vorüber, und meine Freude wuchs mit jedem bekannten Gesicht, das ich entdeckte, mit jedem, der vorüberzog und an dem ich aufs neue Ordnung und guten Zustand des Ganzen entdeckte und zu loben hatte. Warburg hat alle Ehre von dem großen Fleiß, den er angewendet haben muß, um das Regiment soweit zu bringen, und jedem Individuum des Regiments gebührt Lob über seinen Eifer und seine Aufopferung. Der Sohn darf den Vater nicht loben, aber

der preußische General, der das Regiment in seine Brigade erhalten hat, darf dem Herzog ohne Schmeichelei sagen, daß das Regiment eine Zierde seiner Truppenabteilung ist und daß der König ihm Dank für diese schöne Errichtung schuldig ist. Mit dem Willen, den das Regiment hat, wird es gewiß so brav sein, als es schön ist, und ich freue mich daher des Augenblicks, wo ich es zum ersten Male gegen den Feind führen werde. Der General York kam dem Regiment gleichfalls entgegen, ich führte es ihm selbst vorbei, ließ es aufmarschieren und machte ihm die Honneurs. Er war sehr zufrieden. Ich empfahl ihm Ihr Kontingent und sagte, den ausdrücklichen Auftrag von Ihnen zu haben, ihm zu versichern, daß es Ihnen vorzüglich angenehm wäre, dies Regiment unter seinen Befehlen zu wissen, was ihm sehr schmeichelte. Ich werde im übrigen nach meinen besten Kräften für das Regiment sorgen. Ewig Ihr treuer, gehorsamer Sohn

Carl."

Schon damals, als der erlauchte Vater ihm sein Husarenregiment zuführen ließ, hatte Herzog Karl, wie bereits erwähnt, ausgezeichnete Beweise seines angestammten Heldenmuts bei Groß-Görschen am 2. Mai, bei Bautzen am 20. und 21. Mai und in dem Gefecht bei Haynau am 26. Mai gegeben, wie er denn auch in den nachfolgenden heißen Kämpfen bei Goldberg, an der Katzbach, bei Wartenburg und Möckern sich unsterblichen Ruhm erworben hat. Der König ernannte ihn am 8. Dezember 1813 zum Generalleutnant und am 18. Juni 1825 zum General der Infanterie.

II.

Goldberg.

Nach Ablauf des Waffenstillstandes kam es am 23. August 1813 zu einem heißen Kampfe bei Goldberg in Schlesien, wo Herzog Karl die Fahne ergriff und mit seiner Brigade einem weit überlegenen Feinde den kräftigsten Widerstand leistete. Er war soeben über die Katzbach gegangen und auf der Hochebene des linken Ufers angekommen, als ihm das 20000 Mann starke Korps des

Marschalls Macdonald mit zahlreicher Reiterei und 30 Geschützen entgegenrückte. Dagegen hatte der Herzog nur 8 Geschütze und seine Brigade bestand hier nur aus 6400 Mann, darunter 300 Strelitzer Husaren. Diese stellte er, obgleich auf keinen Angriff vorbereitet, sogleich in Schlachtordnung auf. Die starke feindliche Artillerie, die das Gefecht mit einem so heftigen Feuer eröffnete, daß von des Herzogs acht Geschützen bald die Hälfte unbrauchbar wurde, riß ganze Lücken in die Reihen der Preußen, worauf 24 Schwadronen französischer Reiter heransprengten, in die entstandenen Lücken drangen und 3 Bataillone umringten. Unglücklicherweise befanden sich auf dem rechten Flügel, wo dieser Angriff geschah, die Landwehrbattaillone. Es waren dies meistens Leute, die hier zum ersten Male ins Feuer gekommen waren. Als nun gar ihr Anführer Oberstleutnant von Grumbkow tödlich verwundet wurde, da wichen sie bestürzt zurück und gerieten in Unordnung. Sie wurden aber bald wieder zum Stehen gebracht und gingen dann mutig auf den Feind los. Auch das zweite Bataillon des zweiten ostpreußischen Infanterie-Regiments war ins Weichen gekommen; indeß wirkte eine kräftige Ansprache des Herzogs so ermutigend, daß die andringenden Feinde zurückgeworfen und in die Flucht geschlagen wurden.

Während dies auf dem rechten Flügel geschah, rückten auf der Seite des linken Flügels zwei festgeschlossene Kolonnen im Sturmschritt auf das zweite Bataillon des ersten ostpreußischen Infanterie-Regiments heran. Diese wurden, als sie ganz nahe herangekommen waren, mit einer vollen Gewehrsalve empfangen. Darauf ging es unter lautschallendem Hurra mit dem Bajonett auf den Feind los, der nun schleunigst die Flucht ergriff.

Jetzt aber kam eine gewaltige Reiterschar dahergesprengt in der Absicht, die vier noch immerfort Kartätschen schleudernden Geschütze der Brigade wegzunehmen. Auch diese so heftig anstürmende Reiterschar wurde wiederholt von den tapfern Ostpreußen zurückgedrängt. Dennoch umschwärmte sie immer von neuem und immer dichter das Bataillon, das sich zuletzt kämpfend in die Linie zurückzog.

Hier war es nun, wo Herzog Karl selbst in Gefahr geriet in

feindliche Hände zu fallen, aber durch bewundernswerte Entschlossenheit und Geistesgegenwart sich und seine hartbedrängten Truppen rettete.

Im entscheidenden Augenblicke sprengte der heldenmütige Prinz, feindliche Reiterei dicht hinter sich, an das soeben in Karré formierte zweite Bataillon seines ersten ostpreußischen Infanterie-Regiments heran und rief: „Bataillon Marsch!" und in das Bataillon aufgenommen, ergriff er die Fahne, hielt sie hoch empor und rief mit seiner scharf durchdringenden Stimme: „Jetzt, Ostpreußen, gilt's!" und — wie einst Schwerin vor Prag — stürzte er sich mit der Fahne in der Hand der feindlichen Reiterei entgegen.

Angefeuert durch den entschlossenen Mut ihres Anführers, der, wo es galt, vor keiner Gefahr zurückbebte und dadurch seine Brigade zu gleichem Heldenmut entflammte, stürmten jetzt seine Getreuen so ungestüm auf den Feind los, daß dieser auseinanderstob.

Die kampflustigen Strelitzer Husaren aber setzten die Verfolgung fort und hieben nieder, was ihnen vor die Klinge kam, bis der dichte Kugelregen des feindlichen Fußvolks sie zum Rückzuge zwang.

Nachdem die Brigade den Feind zurückgeworfen, sammelte sie sich und trat den wohlgeordneten Rückzug an, als Blüchers Befehl kam, über die Katzbach zurückzugehen. Noch mehrmals bewiesen hier die Strelitzer Husaren ihre außerordentliche Kühnheit, indem sie wiederholt mit großer Bravour auf den Feind losstürzten, bis dieser von der Verfolgung abließ.

Herzog Karl hatte von morgens 9½ Uhr bis nachmittags 1½ Uhr der feindlichen Übermacht tapfern Widerstand geleistet und unerschütterlich fest seine Stellung behauptet, was allgemeine Bewunderung erregte. Von seinen acht Kanonen waren die vier unbrauchbar geworden, jedoch keine einzige in die Hände des Feindes gefallen; aber sehr bedeutend war der Verlust an Toten und Verwundeten.

Am andern Tage wurde der ritterliche Prinz, der durch hohen persönlichen Mut und kühne Entschlossenheit seine Brigade gerettet, von dem General York mit den feierlichen Worten begrüßt: „Bisher trugen Ew. Durchlaucht den schwarzen Adlerorden als des Königs

Schwager, gestern haben Sie sich ihn erkämpft." Kaiser Alexander von Rußland schmückte des Helden Brust mit dem St. Annenorden. Oberst von Warburg, viele Offiziere, Husaren und Jäger empfingen das eiserne Kreuz.

III.

An der Katzbach.

Drei Tage später stand Herzog Karl wieder dem Marschall Macdonald gegenüber und zwar in der berühmten Schlacht an der Katzbach. An dem glücklichen Ausgange dieser Schlacht hatte Herzog Karl durch thatkräftiges Eingreifen und einsichtsvolle Führung seiner Brigade einen hervorragenden Anteil.

Von den Strelitzer Husaren, die auch an der Katzbach mit ihren scharfen Säbeln mutig dreinschlugen und eine Batterie erstürmten, hieß es in dem Schlachtbericht an den König von Preußen: „Das Mecklenburg-Strelitzsche Husarenregiment nebst zwei Eskadrons des dritten schlesischen Landwehr-Kavallerie-Regiments waren im Moment des hitzigsten Handgemenges die einzig geordnete disponible Kavallerie."

Der Verlauf der Schlacht im großen und ganzen war dieser: In der Absicht das Blüchersche Heer zu schlagen, ging Macdonald am 26. August über die bei dem tagelang anhaltenden Regen hoch angeschwollene Katzbach und über deren Nebenfluß, die „wütende" Neiße, so genannt wegen ihres wilden Gebirgswassers. Als Blücher von dem Anrücken der Franzosen hörte, beschloß er, eine ganze Menge Feinde auf die Hochebene heraufkommen zu lassen und sie dann die steilen Abhänge hinab in die wütende Neiße und in die Katzbach zu stürzen. Und nun flog der Alte, wie auf Flügeln des Windes, mit jugendlicher Heldenkraft von einem Truppenteile zum andern, alle mit kurzen kräftigen Worten, wie es so seine Weise war, zum Kampfe

anfeuernd. „Kinder," sagte er, „haltet euch bei dem Regen nicht mit dem Schießen auf. Geht den Franzosen mit dem Bajonett und Kolben zu Leibe und was nicht erschlagen ist, wird in die Neiße und Katzbach geworfen!" Unterdes waren — es war gegen zwei Uhr nachmittags — auch schon die Feinde in großen Scharen durch die Thalschluchten auf die Höhe des steilen Bergrandes gestiegen. Da rief Blücher: „Jetzt, Kinder, hab' ich Franzosen genug herüber, nun vorwärts in Gottes Namen!"

Und da ging's los. Schnell rückten Fußvolk und Reiterei zum Angriffe vor. Aber da brachen aus den Thalschluchten ganz gewaltige Reitermassen hervor und mit diesen zugleich große Scharen Infanterie.

In diesem kritischen Augenblick, als alles bestürzt zurückwich, war es Herzog Karl, der mit vier Bataillonen die zurückkehrende preußische Reiterei aufnahm und unter dem Oberstleutnant von Lobenthal vier Bataillone zur Deckung des linken Flügels aufstellte.

Vater Blücher aber, als er sahe, daß Gefahr vorhanden, zog alsbald den Degen und mit dem laut und immer lauter schallenden Rufe: „Vorwärts! Kinder, vorwärts!" stürmte er an der Spitze seiner Husaren, Ulanen und Dragoner in die dichtesten Reihen der feindlichen Kavallerie hinein und warf sie in die Schluchten und Hohlwege zurück, während die preußische Landwehr dem französischen Fußvolk mit dem Bajonett zu Leibe ging oder auch, weil die nassen Gewehre bei dem strömenden Regen versagten, mit dem Kolben so mächtig dreinschlug, daß ganze feindliche Reihen zu Boden geschmettert wurden. Da packte Entsetzen die Franzosen. Solch gewaltigem Ansturm vermochten sie nicht standzuhalten. Die fliehende Reiterei riß das noch im Vordringen begriffene Fußvolk mit sich fort und alles stürzte in voller Auflösung der wütenden Neiße und der Katzbach zu, in deren wild tosenden Fluten viele ertranken, die schwimmend das jenseitige Ufer zu gewinnen suchten.

Zwei französische Bataillone wagten es auf den Höhen von Weinberg standzuhalten, um bei Niederkrain den Übergang über die Neiße zu decken. Aber sogleich war Herzog Karl zur Stelle,

zwang sie zum Rückzuge und warf, bis Niederkrain vordringend, die Franzosen aus dem Dorfe hinaus, das er dann mit seinen Truppen besetzt hielt.

Die Franzosen befanden sich in einer schrecklichen Lage. Hier die scharfen Husarensäbel und die Bajonette und Gewehrkolben des Fußvolks, dort die wilden Fluten der Katzbach und wütenden Neiße, und droben vom Taubenberge, einer das Schlachtfeld weithin beherrschenden Anhöhe, donnerten gegen neunzig Kanonen, mit denen Blücher in den wirren Menschenknäuel hineinfeuern ließ, so daß die Franzosen hier an der Katzbach, wie vormals an der Beresina, eine furchtbare Niederlage erlitten. Viele, die am 26. August entkamen, wurden noch in den nächsten Tagen gefangen. Macdonald selbst entging kaum der Gefangenschaft. Sein Heer hatte einen Verlust von mindestens 30 000 Mann, während das Blüchersche Heer kaum 1000 Mann verloren hatte. In die Hände der Sieger fielen 105 Kanonen, über 250 Munitionswagen, 2 französische Adler und viele Fahnen. Die Zahl der Gefangenen belief sich auf 18 000 Mann und darunter waren 3 Generale und viele Stabsoffiziere.

Am 1. September ließ Blücher zu Löwenberg einen feierlichen Dankgottesdienst halten. In einem Tagesbefehle sagte er voll Dankes gegen sein Heer: „Schlesien ist befreit! Eurer Tapferkeit, eurer Anstrengung und Ausdauer verdanke ich das Glück, eine schöne Provinz den Händen eines grimmigen Feindes entrissen zu haben. Laßt uns nun dem Herrn der Heerscharen, durch dessen Hülfe ihr den Feind niedergeworfen, einen Lobgesang singen und im öffentlichen Gottesdienst ihm für den uns gegebenen Sieg danken!"

Feldprediger Schultze predigte über die Worte Sprüche Salomonis 21, 31: „Rosse werden zum Streittage bereitet; aber der Sieg kommt vom Herrn." Diese Worte waren so recht aus Blüchers Seele gesprochen, denn daß er in aller Demut seine Siege Gottes Hülfe und Barmherzigkeit zuschrieb, das beweisen viele seiner Äußerungen, wie u. a. die allbekannten Worte, die er zu seinen Lobrednern sagte: „Was ist's, das Ihr rühmt? Es war meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit und des großen Gottes Barm-

herzigkeit." Von aufrichtiger Gottesfurcht erfüllt, führte er, wie sein vertrauter Arzt Bieske bekundet, sein Gebetbuch stets mit sich, versäumte nicht sein Morgen- und Abendgebet, und ging nie in den Kampf ohne Gott zu bitten, er möge ihn leiten und vor Mißgriffen behüten. Er glaubte so fest an Gottes Schutz und Hülfe, daß er auch in den größten Gefahren seinen christlichen Mut nicht sinken ließ. Furcht kannte er nicht. Voll Hoffnung blickte er in die Zukunft und furchtlos kämpfte er weiter bis des Feindes Macht gebrochen und das Vaterland befreit war.

Seit der Schlacht an der Katzbach war Blücher der gefeierte „Marschall Vorwärts." Nach der Schlacht bei Möckern wurde er am 20. Oktober 1813 von seinem dankbaren Könige zum Feldmarschall ernannt und am 3. Juni 1814 in den Fürstenstand erhoben unter dem Namen Blücher von Walstatt. Dieser Ehrenname des alten Feldmarschalls erinnert daran, daß er an der Katzbach, nahe der alten Mongolen-Walstatt von 1241, die Franzosen aus Schlesien hinausschlug.

IV.

Wartenburg.

Um Blücher, der nach der Schlacht an der Katzbach westwärts gezogen und allmälig bis in die Nähe der Elbe gekommen war, den Übergang auf das linke Elbufer streitig zu machen, sandte Marschall Ney den General Bertrand mit 20 000 Mann und 60 Geschützen nach Wartenburg und ließ dies zwischen Wittenberg und Torgau gelegene Dorf, sowie die beiden Dörfer Bleddin und Globig, stark verschanzen.

Nun galt es den Feind aus seiner schon durch die natürliche Lage von Wartenburg fast uneinnehmbaren Stellung zu vertreiben. Im Blücherschen Heere kannte man die Schwierigkeit des Unter-

nehmens nicht. Man wußte nicht, daß das jenseitige Uferland durchgehends mit Sümpfen, Sumpfgebüschen, tiefen Wasserlachen und dichtverwachsenem Gehölz bedeckt war. Zwar führte ein schmaler Damm nach Wartenburg; aber dieser lag so, daß er von den auf den befestigten Höhen des Dorfes aufgestellten Geschützen scharf bestrichen werden konnte.

Herzog Karl, welcher den Auftrag erhielt, den Feind aus Wartenburg zu vertreiben, überschritt am 3. Oktober früh um 6 Uhr (es war Sonntagmorgen) mit seiner Brigade und der Brigade Steinmetz die Elbe, über welche in der Nacht zuvor zwei Brücken geschlagen waren. Gegen 8 Uhr folgten Blücher und York. Als die beiden andern zum Yorkschen Korps gehörigen Brigaden Horn und Hünerbein die Brücken überschritten, donnerten schon von Wartenburg her die Kanonen und die vorangegangenen Truppen standen bereits im heißen Kampfe.

Da Herzog Karl erkannte, daß Wartenburg nicht von vorne zu nehmen sei, wenn nicht zuvor der feindliche rechte Flügel aus Bleddin geworfen würde, so marschierte er links ab, um Bleddin zu nehmen und dann auf Wartenburg einen Seitenangriff zu machen. Aber auch hier stellten sich ihm in dem sumpfigen Erdreich ungeahnte Hindernisse entgegen. Der Wald war so feucht und dicht verwachsen, daß er mit den Fußtruppen kaum vorwärts kommen konnte, seine vier Kanonen aber zurückschicken mußte. Als er endlich aus dem Walde in eine Anpflanzung von Pflaumenbäumen gelangte, geriet er in ein mörderisches Kreuzfeuer, das einerseits von Wartenburg und anderseits von Bleddin kam, wo schwere Geschütze standen, die unaufhörlich Bomben, Granaten und Kartätschen schleuderten. Dadurch sahe der Herzog sich nochmals zur Umkehr genötigt. Aber er verlor weder die Geduld noch den Mut, sondern überwand mit der ihm eigenen Umsicht und Energie alle Schwierigkeiten. Er ließ dem General York die nötigen Mitteilungen machen und verlangte Verstärkungen, besonders Kavallerie und Geschütze. Bevor diese eintrafen, ließ er Faschinen aus dem dort reichlich vorhandenen Buschholz mit Weidenruten zusammen binden, um sich durch den morastigen Grund

und Boden einen für Kavallerie und Geschütze gangbaren Weg zu bahnen. Als diese mühevolle und zeitraubende Arbeit vollendet war, ging es auf dem soeben bereiteten Wege mit den inzwischen eingetroffenen Verstärkungen auf Bleddin los, das von einer aus 1500 Mann Fußvolk, 200 Reitern und 6 Geschützen bestehenden Brigade Württemberger verteidigt wurde. Diese hatten einen Angriff mit schweren Geschützen nicht erwartet, sondern geglaubt, daß der Weg für Kanonen und Pferde unpassierbar sei. In kurzer Zeit (gegen 2 Uhr nachmittags) war Bleddin mit Sturm genommen. Um dieselbe Zeit zog ein starker feindlicher Haufe von Torgau heran; doch bald hatte Herzog Karl auch diese Schar in die Flucht geschlagen und dabei 500 Gefangene gemacht und 9 Kanonen erbeutet.

Als nach der Erstürmung von Bleddin die feindliche Artillerie, durch Kavallerie gedeckt, den Rückzug begann, sprengte aus des Herzogs Gefolge der Major von Schütz heran und rief: „Mecklenburger, da steht feindliche Kavallerie, frisch drauf!“ Da gerade die berühmten Leibhusaren (die Schwarzen mit dem Totenkopfe) aus dem Walde hervorgekommen waren, so forderte Oberst von Warburg ihren tapfern Anführer, den Major von Stößel auf, mit seinen Husaren den Angriff zu unterstützen, worauf es im vollen Sturme auf den Feind losging, der sich zur Flucht wandte und nach Globig zu entkommen suchte. Dort wurden viele auf den Bauerhöfen eingefangen, andere wurden hinter dem Dorfe eingeholt und teilweis niedergehauen. Gegen 200 Mann wurden gefangen genommen und 5 Kanonen und 4 Munitionswagen erbeutet.

Nachdem Herzog Karl die Feinde aus Bleddin vertrieben und ihnen den Rückzug nach Wartenburg und mithin die Vereinigung mit dem Hauptkorps abgeschnitten hatte, ließ er rechts schwenken, um Wartenburg im Rücken zu nehmen.

Mittlerweile war es dem heldenmütigen Generalmajor von Horn nach vierstündigem Kampfe und großem Verluste gelungen, den Wall an dem in das Dorf Wartenburg führenden Damme mit dem tapferen zweiten Bataillon vom Leibregimente zu erstürmen. Die fünf Bataillone Italiener, welche dort gestanden, stießen auf

der Flucht auf die Truppen des Herzogs und warfen auf deren Zuruf die Gewehre nieder. Der Herzog aber schickte sogleich Adjutanten aus und ließ die zur Verfolgung der Feinde bei Globig zurückgebliebenen Husaren herbeirufen.

Bei weiterem Vorrücken vereinigte sich nun die Brigade des Herzogs mit der Brigade Horn. Noch stand der Feind auf den Höhen hinter Wartenburg, wurde aber nach hartnäckigstem Widerstande von dort vertrieben, und da inzwischen auch General York bedeutende Vorteile errungen hatte, so blieb dem Feinde zuletzt nichts anderes übrig, als in eiligster Flucht Rettung zu suchen.

Als Warburg mit seiner kampflustigen Reiterschar von Globig nach Wartenburg kam, da standen zur Deckung einer abziehenden Batterie zweiin Carrés formierte Bataillone hinter einer Landstraße, durch Gräben und dichtes Dorngestrüpp geschützt und durch einen Zwischenraum von einander getrennt. Auf diese Carrés sollten die Strelitzer Husaren einhauen und die Batterie nehmen. Warburg ließ durch einen Offizier den soeben angekommenen Major Stößel ersuchen, ihn bei diesem Angriffe zu unterstützen. Dieser äußerte sich höchst bedenklich. Er meinte, daß er wohl seinen Leuten, aber nicht ihren völlig ermatteten Pferden zutrauen dürfe, an diesem Kampfe teilzunehmen. Doch mit fast unvergleichlichem Heldenmute, ohne vor der Größe des Wagestücks zurückzuschrecken, sprengten die Strelitzer Husaren, Oberst von Warburg voran, auf den Zwischenraum los und stürzten sich unter dem Feuer der beiden rechts und links stehenden Bataillone auf die Batterie, die im Fluge genommen ward. Dies war unstreitig einer der verwegensten Angriffe im ganzen Befreiungskriege. Aber darum wurden auch seit diesem Tage die Strelitzer Husaren gleich den berühmten schwarzen Leibhusaren mit dem ehrenden Zurufe „Heurich“ (das ist soviel als braver Kamerad) begrüßt. Als die Batterie genommen war, wandten die beiden feindlichen Bataillone sich zur Flucht, aber die Strelitzer Husaren, jetzt von den schwarzen Leibhusaren unterstützt, durchbrachen die feindlichen Reihen und schlugen so gewaltig darein, daß der Rückzug zur wilden Flucht ward. Gegen 600 Mann wurden gefangen,

U. B. Rostock

darunter der Kommandeur; erbeutet wurden 13 Kanonen, 80 Munitionswagen und viele Pferde.

Es war gegen 4 Uhr nachmittags, als der besiegte General Bertrand mit den Trümmern seines Korps auf Wittenberg zu flüchtete. Die Sieger, die eine der glänzendsten Waffenthaten vollbracht hatten, lagerten bei Wartenburg. Die Franzosen hatten trotz ihrer vorteilhaften Stellung einen Verlust von 2500 Toten und Verwundeten und 1500 Gefangenen. Das Yorksche Korps hatte 3068 Tote und Verwundete, darunter 67 Offiziere, eingebüßt.

Gneisenau schrieb noch an demselben Tage: „Der Prinz von Mecklenburg ist der Held des Tages, Warburg und Major Stößel von den schwarzen Husaren haben sich sehr ausgezeichnet.“ — Warburg nannte diesen ruhmreichen Tag den schönsten seines Lebens.

York verdankte dem siegreichen Ausgange, an dem Herzog Karl einen so rühmlichen Anteil hatte, seine Erhebung in den Grafenstand mit dem Ehrennamen York von Wartenburg.

Von dem gottesfürchtigen Sinne der Sieger zeugt folgende Thatsache:

In Wartenburg hatten sich die Franzosen auf dem Kirchhofe, wo sie durch eine Mauer geschützt waren, am allerlängsten gehalten. Als sie auch von dort vertrieben und zum Dorfe hinausgeworfen waren, drangen die Sieger scharenweise in die offenstehende Kirche. Der Prediger des Ortes sahe es, ging zum Herzog und bat um eine Schutzwache für das Gotteshaus, damit die heilige Stätte vor Plünderung und Entweihung bewahrt bliebe. Der Herzog ging mit dem Geistlichen in die Kirche und was fanden sie dort? Feierliche Stille herrschte in der Kirche, wo die frommen Krieger teils knieend, teils stehend im andächtigen Gebete versammelt waren. Sie dankten Gott, der ihnen den Sieg gegeben und ihr Leben treu behütet und bewahrt im heißesten Kampfe. Der Küster war inzwischen auch herbeigekommen, setzte sich an die Orgel und stimmte an: „Nun danket alle Gott.“ Da wandte sich der Herzog an den Geistlichen mit den Worten: „Kann Ihnen eine sichere Schutzwache gegeben werden, als solche Gottesfurcht in den Herzen der Krieger? —

V.

Möckern.

Blüchers berühmter Elbübergang bei Wartenburg führte zur Vereinigung der verbündeten Heere bei Leipzig, wo die ewig denkwürdige Entscheidungsschlacht geschlagen wurde. Gleich am ersten Tagen der großen Leipziger Völkerschlacht, am 16. Oktober, entbrannte der Kampf auf drei Seiten von Leipzig, im Südosten bei Wachau, im Westen bei Lindenau, im Norden bei Möckern. Gegen 500 000 Mann standen dort unter Waffen, um Europas Schicksal zu entscheiden. Dort donnerten mehr denn tausend Kanonen, und selbst die ältesten Krieger Napoleons meinten, sie hätten solch ein entsetzliches Krachen und Dröhnen der Schlacht noch niemals gehört. Bei Wachau schien dem Kaiser Napoleon der Sieg über das böhmische Heer so sicher, daß er in Leipzig am Nachmittage die Glocken läuten ließ; allein die Schlacht blieb unentschieden, weil der Marschall Marmont, von Blücher festgehalten, seinem Kaiser nicht zu Hülfe kommen konnte. Dagegen entschied Blüchers Sieg bei Möckern, wie der besiegte Marmont sagte, schon die Vernichtung der französischen Herrschaft in Deutschland.

In der zweiten Nachmittagsstunde kam Blücher von Halle her bei Möckern an. Marschall Marmont hatte in diesem Dorfe, dessen Lage und Bauart keine Umgehung gestattete, große Truppenmassen aufgestellt, und seine Mannschaft, die aus Franzosen und Polen und leider auch aus Rheinbundstruppen bestand, hatte alle Häuser und Scheunen verrammelt und mit Schießscharten versehen; besonders stark war die vor dem Dorfe liegende Ziegelscheune besetzt.

Bald nach 2 Uhr unternahm Major Hiller den ersten Sturmangriff. Seine Scharfschützen drangen wiederholt in das Dorf hinein, wurden aber immer wieder zurückgeworfen. Da zog Hiller seine Reserve-Bataillone hervor und stürmte bis in die Mitte des Dorfes hinein. Jetzt ging Marmont mit vier frischen Bataillonen vor und empfing die Anstürmenden mit solch einem Kartätschenhagel, daß sie sich mit großem Verluste zurückziehen mußten.

In diesem Augenblick der höchsten Not erscheint Herzog Karl mit seiner Brigade und geht zum Dorfe und links neben demselben vor. Gleichzeitig kommt Oberstleutnant von Schmidt mit einer starken Batterie zu Hülfe.

Im Sturmschritt eilt Herzog Karl an der Spitze seines ersten ostpreußischen Infanterie-Regiments dem Feinde unter tausendstimmigem Hurra entgegen. Mit gefälltem Bajonett wird der Feind von Haus zu Haus, von Gehöft zu Gehöft durch die blutüberströmten Gassen des Dorfes hinaufgetrieben bis zu der Höhe hin, wo Marmont seine Tod und Verderben bringenden Geschütze aufgestellt hat. Auch diese sollen jetzt erobert werden. Da zieht Marmont seine Unterstützungstruppen heran und verstärkt die Batterie auf der Höhe dermaßen, daß funfzig Feuerschlünde einen entsetzlichen Kartätschenhagel über die Anstürmenden ausschütten, die nun furchtbare Verluste erleiden. Aber wie ein Held, der keine Todesfurcht kennt, kommandiert Herzog Karl an der Spitze seiner wackern Ostpreußen, die im Angesichte des fast sicheren Todes über die Leichen von Freund und Feind dahinschreiten und keinen Schritt zurückweichen. Doch während der Herzog mit seiner Heldenschar im dichtesten Kugelregen so unerschrocken standhält, als ob keine Kugel treffen könne, wird ihm sein Kampfroß unter dem Leibe durch zwei Kugeln getötet, und indem er ein anderes Pferd besteigen will, wird er von einer Gewehrkugel in den oberen rechten Schenkel getroffen und so schwer verwundet, daß er das Kommando dem Obersten von Lobenthal übergeben und vom Kampfplatze weggetragen werden muß.

Auch Lobenthal ward verwundet. In kurzer Zeit waren alle Stabsoffiziere der zweiten Brigade bis auf einen einzigen entweder

tot oder schwer verwundet und von der Brigade nur noch Trümmer vorhanden. Allmählich waren auch die Franzosen, durch neue Truppen verstärkt, wieder vorgedrungen. Da ließ General York noch zwei Bataillone der Brigade Steinmetz ins Dorf rücken, während die andern Bataillone links neben dem Dorfe gegen die Höhe vorgingen, um im Sturme die mörderischen Geschütze wegzunehmen. Aber es gelang nicht, die Franzosen aus dem Dorfe zu vertreiben, und auch die Brigade Steinmetz konnte nicht bis zu den immerfort Kartätschen schleudernden Geschützen hinaufkommen. Endlich gab York den Befehl zum allgemeinen Sturmangriff. Alsbald wirbelten die Sturmtrommeln aller Bataillone, und die gesamte Reiterei stürmte voran. In diesem Augenblick schlug eine preußische Granate in einen feindlichen Pulverwagen, zündete und noch fünf daneben stehende Pulverwagen flogen mit furchtbarem Krachen in die Luft und richteten auf französischer Seite eine große Verwirrung an. Marmont selbst ward verwundet und mußte das Schlachtfeld verlassen. Diesen Augenblick benutzend drang York an der Spitze seiner gesamten Kavallerie vor, und dieser Reiterangriff war entscheidend. Besonders waren es neben den Brandenburgischen Husaren unter Major von Sohr die Strelitzer Husaren unter Oberst von Warburg, die sich bei dieser Gelegenheit glänzend auszeichneten.

Wahrlich! die Strelitzer Husaren thaten hier Wunder der Tapferkeit. Als Herzog Karl an der Spitze der ostpreußischen Infanterie im heißen Kampfe stand, da hielten sie zur Deckung einer Batterie schon stundenlang links von Möckern so im Bereich des feindlichen Kanonenfeuers, daß die Kugeln wiederholt mitten in ihre Reihen hineinschlugen. Endlich sprengte ein Generaladjutant mit dem langersehnten Rufe heran: „Kavallerie vor!“ Schon wollte Warburg „Vorwärts! Marsch!“ kommandieren, da kommt Leutnant von Thümmel herbeigelaufen und bittet um ein Husarenpferd, denn sein Pferd hat er dem Herzog abgetreten, als dessen Pferd durch zwei Kugeln getötet wurde. Gleich darauf kommt Thümmels Pferd daher galoppiert, und mehrere Husaren rufen voll banger Ahnung: „Der Prinz ist gefallen!“ Bald, nachdem sich die Husaren in Be-

wegung gesetzt haben, wird auch schon der verwundete Herzog an ihrem rechten Flügel vorübergetragen. Aber auch jetzt noch von dem Einen Gedanken erfüllt, daß hier Deutschlands Schicksal entschieden werde, daß man nicht weichen dürfe, daß Vaterland und Ehre das höchste Opfer fordere, rief der ritterliche Prinz dem zu ihm gesandten Leutnant von Kamptz (später Oberhofmeister und Kammerdirektor zu Neustrelitz) die Worte zu: „Ich bitte Euch, Mecklenburger, thut heute was ihr könnt! Haltet Euch nur so brav, wie bei Wartenburg; mit mir wird's wohl wieder besser."

Nun daran haben es seine getreuen Mecklenburger nicht fehlen lassen. Sie haben, wie bei Wartenburg, so auch bei Möckern jene Tapferkeit, jene Todesverachtung und heldenmütige Hingebung für die heilige Sache der Befreiung des Vaterlandes bewiesen, die zu staunender Bewunderung hinreißt. Sie haben sich so brav gehalten, wie ihr edler, würdiger Landesvater es erwartete, als er seinen Aufruf zum Kampfe mit den Worten schloß: „Ihr, getreue Mecklenburger, werdet allen deutschen Brüdern ein Beispiel geben, auf daß man auch uns nenne in der Geschichte, und unsere Kinder achtungswerter Väter sich rühmen."

Voll Schmerz und Ingrimm über die schwere Verwundung ihres teuren Fürstensohnes stürmten sie vorwärts, mußten aber in der Nähe der in Brand geschossenen Ziegelscheune nochmals halten und hier im furchtbarsten Kanonendonner so lange warten, bis der Befehl zum allgemeinen Angriffe gegeben wurde.

Als dieser heißersehnte Augenblick gekommen, da saust die kühne Reiterschar dahin und treibt todesmutig ihre Schlachtrosse in ein festgeschlossenes Viereck der napoleonischen Kaisergarde. Das Carré wird durchbrochen, auseinander gesprengt und trotz hartnäckigster Gegenwehr von allen Seiten überwältigt. Plötzlich heißt es: „feindliche Kavallerie rückt heran." Rasch sammelt Warburg um sich seine nächsten Husaren, eilt mit ihnen spornstreichs dem Feinde entgegen und jagt ihn in die Flucht.

Im Schlachtgetümmel suchen zwei Offiziere zu entkommen. Doch der Ordonanzhusar Joachim Christian Timm aus Neustrelitz

eilt ihnen nach und holt sie ein, der nächste wird niedergeritten, der andere erhält einen scharfen Hieb mit der Säbelspitze über die Stirn, daß er rücklings zu Boden fällt. Im Fallen schlägt sein Mantel auseinander, und Timm erblickt den goldenen Kaiseradler, der mit der grünen Fahne an einem Stückchen der zerbrochenen Stange hervorglänzt. Da der Fahnenträger auf wiederholten Zuruf sein Kleinod nicht hergab, so stieg der Husar vom Pferde und entriß ihm den goldenen Kaiseradler, den einzigen, der im ganzen Feldzuge erbeutet wurde, während Adler der Linienregimenter oft in die Hände der Sieger fielen. Noch an demselben Abend wurde Timm zu Blücher geschickt, und dieser ließ am nächsten Tage den goldenen Kaiseradler in das Hauptquartier des russischen Kaisers bringen, wo er bei den Monarchen und den hohen Generalen von Hand zu Hand ging. Der wackere Husar aber meinte: „Nun ich den Raubvogel zahm gemacht habe, ist es keine Kunst, ihn auf den Fingern hüpfen zu lassen.“ — Vom Könige von Preußen erhielt Timm das eiserne Kreuz und von seinem Landesherrn eine lebenslängliche Pension.

Von dem Strelitzer Husarenregimente, das hier nur in einer Stärke von 280 Mann ins Gefecht gekommen war, wurden über 600 Mann zu Gefangenen gemacht, darunter der Oberst der Kaisergarde, 2 Oberstleutnants, 21 Kapitäns und Leutnants. Erbeutet wurde auch eine Haubitze mit Bespannung.

Aber schwere Verluste hatte das Regiment zu beklagen. Der tödlich verwundete Führer der ersten Schwadron, Major von Bismark, starb nach wenigen Tagen. Die beiden Leutnants von Hobe und Schüßler starben den Heldentod auf dem Schlachtfelde. Schüßler sagte zu dem Regiments-Chirurgus Lange, der ihn verbinden wollte: „Ich muß sterben, will daher nicht verbunden sein; ich freue mich, daß wir gesiegt haben und Gott die Gnade gehabt, bis dahin mein Leben gefristet zu haben.“ Bald darauf hatte er seine Heldenseele ausgehaucht.

Dem Regimente wurden nach der Schlacht bei Möckern nicht weniger als siebzig eiserne Kreuze verliehen.

Der Feind ließ außer dem goldenen Adler der Kaisergarde

2 Fahnen, 53 Kanonen, eine große Menge Munitionswagen und über 2000 Gefangene in den Händen der Sieger zurück. Aber teuer war dieser Sieg erkauft; denn 172 Offiziere und gegen 6000 Unteroffiziere und Gemeine waren tot oder schwer verwundet. Der Verlust der Franzosen überstieg 10 000 Mann.

Als sich die Nacht herniedersenkte, war der Sieg vollständig errungen. Marmont war nach Leipzig entwichen. Das Yorksche Korps blieb über Nacht auf dem Schlachtfelde.

Es war eine kalte, grausige Herbstnacht. Tote und schwer Verwundete deckten mit ihren blutigen Leibern das Schlachtfeld, das von den vielen Wachtfeuern und von den ringsum zum Himmel aufsteigenden Feuersäulen der in Brand geschossenen Dörfer schauerlich beleuchtet ward. Überall Jammern, Ächzen, Stöhnen, Röcheln, Schreien! Allmählich ward es stiller und stiller. Da plötzlich erklang aus den Reihen der Helden, denen Gott Sieg und Leben geschenkt, wie einst auf dem Schlachtfelde von Leuthen und später auf dem Felde von Sedan, der alte feierliche Choral:

„Nun danket alle Gott!"

Am 29. Oktober wurde in Mecklenburg-Strelitz ein Siegesdankfest gefeiert und über Psalm 46, 8—12 gepredigt.

VI.

Schluss.

Herzog Karl, der infolge seiner schweren Verwundung zunächst in Halle zurückbleiben mußte, traf am 14. November zu seiner Pflege und Heilung in Neustrelitz ein und blieb während des Winters im Vaterhause.

Unterdessen gingen die siegreichen Heere der Verbündeten nach Frankreich hinein. Blücher, am 20. Oktober 1813 zum General-Feldmarschall ernannt, überschritt in der Neujahrsnacht 1814 bei

Kaub den Rhein, worauf er dem Kaiser Napoleon in seinem eigenen Lande bis zur Einnahme von Paris noch manches siegreiche Gefecht lieferte. Voll jugendlicher Heldenkraft riß der alte, unbeugsame „Marschall Vorwärts" zuletzt Alles mit sich fort und ruhte nicht eher, bis er triumphierend rufen konnte: „Der Bonaparte ist herunter! — Luise ist gerächt!" —

Die Strelitzer Husaren, die am 2. Januar den Rhein überschritten und u. a. am 30. Januar bei St. Dizier, am 3. Februar bei la Chaussée, am 5. bei Chalons, am 11. bei Montmirail und am 9. März bei Laon kämpften, standen am 30. März, am Jahrestage des Aufrufs ihres Landesvaters, vor Paris und drangen mit ihrer Brigade bis an die Barriere St. Martin vor.

Am 31. März hielten die Monarchen von Rußland und Preußen ihren feierlichen Einzug in Paris. Am 2. April durchzogen auch die Strelitzer Husaren einen ansehnlichen Teil von Paris. Sie bezogen dann bis Mitte des nächsten Monats Erholungsquartiere in der Gegend von Calais und kehrten allmählich nach Deutschland zurück. Am 13. März 1815 traf das Regiment unter Warburgs Führung wieder in Neustrelitz ein, mußte aber am 16. Juni nochmals ins Feld rücken. Da Blücher schon am 18. Juni durch sein rechtzeitiges Erscheinen und entschlossenes Eingreifen die Schlacht bei Belle-Alliance zum siegreichsten Ausgange brachte und Napoleons Macht und Herrschaft für immer ein Ende machte, so fanden die Strelitzer Husaren in diesem zweiten Feldzuge wenig Gelegenheit sich auszuzeichnen. Auf ihrem Rückzuge schenkte ihnen der König von Preußen am 5. November eine prachtvolle Standarte mit einem eingestickten eisernen Kreuze erster Klasse und mit der Inschrift: „F. W. III. K. v. P. Für Auszeichnung dem Meckl.-Str.-Husaren-Regiment." Nach der Heimkehr wurde das sieggekrönte Regiment im März 1816 aufgelöst.

Für Herzog Karl war es höchst schmerzlich, daß er nach der Schlacht bei Möckern an den kriegerischen Ereignissen keinen thätigen Anteil nehmen konnte, weil die Heilung seiner Wunde ihn bis Mitte April im Vaterhause zurückhielt. Sobald er wieder-

hergestellt war, eilte er nach Paris zum Heere der Verbündeten. Daselbst traf er wieder bei dem Könige ein, der ihn bereits am 8. Dezember 1813 zum General-Leutnant ernannt hatte. Er wurde darauf am 27. September 1814 zum Brigadechef der preußischen Garden ernannt und kehrte mit denselben zu Anfange des Oktobers nach Berlin zurück. Im Jahre 1815 am 1. Juni zum Chef des Garde- und Grenadier-Corps befördert, zog er mit demselben am 3. Juni aus Berlin, konnte jedoch an der Entscheidungsschlacht bei Belle-Alliance nicht mehr teilnehmen. Als er am 19. Juni die Nachricht von Napoleons Niederlage empfing, wandte er sich nach Paris und nahm daselbst mit den Garden bis zum 4. Oktober Standquartier. Nachdem endlich am 20. November 1815 der zweite Pariser Friede geschlossen war, rückte Herzog Karl am 4. Dezember wieder in Berlin ein.

Während der nun folgenden langen Reihe von Friedensjahren hat Herzog Karl sich um die Ausbildung und Hebung des preußischen Heeres, besonders des Gardekorps ganz außerordentliche Verdienste erworben. Am 18. Juni 1825 zum General der Infanterie ernannt, hat er bis zu seinem Tode die königlichen Garden zu Berlin als kommandierender General befehligt und sie mit bewundernswürdigem Eifer und Geschick zu Mustertruppen herangebildet. Seine Truppen blickten auf ihn mit festem Vertrauen und großer Verehrung, denn sie wußten, daß er bei aller Strenge im Dienste an ihrem Wohl und Wehe den allerinnigsten Anteil nahm.

Wie Herzog Karl für das Militärwesen eine außerordentliche Befähigung und organisatorische Begabung bekundete, so übte er anderseits als gewandter und durch Feinheit des Benehmens ausgezeichneter Staatsmann einen entscheidenden Einfluß auf die preußischen Staatsangelegenheiten. Schon im Jahre 1817 wurde er in den damals neuerrichteten Staatsrat berufen, 1825 wurde er mit dem Vorsitz in demselben betraut, und am 9. Dezember 1827 erfolgte seine Ernennung zum Präsidenten des Staatsrats mit der Befugnis, an allen Sitzungen des geheimen Staatsministeriums teilzunehmen.

Herzog Karl besaß das unbedingte Vertrauen des Königs, der ihn bei allen ernsten Staatsgeschäften zu Rate zog und in die geheimsten Verhältnisse einweihte. Herzog Karl besaß aber auch einen so durchdringenden Verstand und so vielseitige Kenntnisse, daß es ihm leicht ward, die schwierigsten Aufgaben im Gebiete der Staats- und Kriegskunst zu lösen. Mit der ihm eigenen Energie hatte er sich durch eifrig fortgesetztes Studium einen reichen Schatz von Kenntnissen erworben, nicht bloß in den Militär- und Staatswissenschaften, sondern auch in der Geschichte und schönen Litteratur. So reich an Kenntnissen, nahm er an dem geistigen Leben seiner Zeit den lebhaftesten Anteil. Auch das künstlerische Leben fand in ihm einen fürstlichen Gönner, einen hochherzigen, geistvollen Beschützer. Als Dichter und Kunstkenner von feinem Geschmack wußte er viel zur Verschönerung der Hoffestlichkeiten beizutragen. So verfaßte er zu einem glanzvollen Hoffeste, zu einem ritterlichen Festspiele, einem Turniere, das am 13. Juli 1829 zur Feier des Geburtstages der Kaiserin von Rußland (Prinzessin Charlotte) zu Potsdam gegeben wurde, die Gedichte, welche zur Erläuterung des Festspiels dienten. Dasselbe hieß „der Zauber der weißen Rose," denn die weiße Rose war die Lieblingsblume der Kaiserin.

Es mag hier nicht unerwähnt bleiben, daß der kunstsinnige Herzog, der mit ganzer Seele an seinem Mecklenburger Heimatlande und hohen Fürstenhause hing, das schöne Portal des Thiergartens vor dem Neustrelitzer Schlosse in den Jahren von 1824—26 auf eigene Kosten bauen ließ. Die beiden nach Modellen des berühmten Bildhauers Rauch in Bronze gegossenen Edelhirsche auf den mittleren Pfeilern sind ganz vorzügliche Kunstwerke.

Herzog Karl starb, wie er gelebt, im festen Glauben an seinen Erlöser am 21. September 1837 morgens um 8 Uhr, nachdem er am Abend zuvor durch den Oberhofprediger Strauß das heilige Abendmahl empfangen hatte. Er entschlief im noch nicht vollendeten zweiundfunfzigsten Lebensjahre auf seinem Schlosse Monbijou in Berlin und wurde dort vorläufig im Dome, dann aber nach seinem letzten Willen im Großherzoglichen Erbbegräbnis zu Mirow feierlich beigesetzt.

Die Büste des hochverdienten Herzogs ließ der König Friedrich Wilhelm III. neben denen preußischer Heerführer und Helden im Lustgarten zu Potsdam zu dankbarer Erinnerung aufstellen.

Am fünfundzwanzigjährigen Gedenktage der Schlacht bei Möckern (am 16. Oktober 1838) ließ das Gardekorps auf den Sarg des unvergeßlichen Heerführers einen silbernen Lorbeerkranz legen, auf dessen Blättern die glorreichen Schlachttage verzeichnet sind.

Als im Jahre 1863 der 30. März wiederkehrte, an welchem vor funfzig Jahren Herzog Karl seine Landeskinder zum Kampfe aufrief, wurde den alten Freiheitskämpfern von Sr. K. H. dem Großherzoge Friedrich Wilhelm eine außerordentliche Festfreude bereitet.

Zur Feier des Tages waren in Neustrelitz 129 alte Husaren versammelt, dazu 43 Landsleute, die in andern Regimentern dem Feinde gegenüber gestanden. Zur Vorfeier kam am 29. März (Sonntagabend) im Großherzoglichen Schauspielhause zuerst „Marschall Vorwärts," dreiaktiges Schauspiel von Hopf und dann „Bivouak vor Paris" von Bahrdt zur Aufführung. Sobald auf der Bühne „Heurich" gerufen wurde, stimmten diese alten Krieger innigst bewegt in diesen Ruf ein, mit dem man sie seit dem Tage von Wartenburg so oft begrüßt hatte. Am 30. März begann um 9½ Uhr der Festgottesdienst in der Stadtkirche, wo Superintendent Ohl seiner Predigt den vormaligen Text (Psalm 97) zu Grunde legte.

Während des Festmahls, das um 2 Uhr im Schützenhause eröffnet wurde, erschien Se. K. H. der Großherzog mit dem Erbgroßherzoge und wies in äußerst herzlichen Worten darauf hin, „wie diese wackern Krieger einst so opferwillig dem Rufe Seines ehrwürdigen Großvaters folgten, wie sie unter so tapfern Führern und unter dem Oberbefehl Seines verewigten Oheims, des unvergeßlichen Herzogs Karl, den mecklenburgischen Namen so rühmlich im heißen Kampfe vertreten hätten, und wie der erhabene Geist der Königin Luise all den tapfern Streitern in dem großen heiligen Kriege vorangeschwebt!"

Zugleich gab der huldreiche Landesherr seiner Freude Ausdruck, „daß er den Bedürftigen unter ihnen eine höhere Pension habe ge-

währen können und daß Sein Königlicher Vetter, Se. Majestät der König von Preußen, allen Veteranen die am Preußischen Jubeltage (17. März 1863) gestiftete Erinnerungs-Kriegs-Denkmünze verliehen habe."

Am nächsten Morgen waren die alten Krieger, 101 an der Zahl, wie damals vor ihrem Auszuge, zur Feier des heiligen Abendmahls in der Stadtkirche versammelt.

Für denselben Tag hatten Se. K. H. der Großherzog noch eine besondere Feier angeordnet. Allerhöchstdieselben vollzogen bald nach 11 Uhr auf dem Paradeplatze die feierliche Grundsteinlegung zu den Denkmälern des unvergeßlichen Großherzogs Karl und seines heldenmütigen Sohnes, des Herzogs Karl, der allezeit ein leuchtendes Vorbild ritterlicher Tugend, reinster Vaterlandsliebe und treuester Pflichterfüllung gewesen.

Zuletzt sei noch einmal des „Alten von Mecklenburg", des volkstümlichsten Helden des Befreiungskrieges, gedacht. Es war am 10. August 1816, als Blücher zu Doberan, wo er längere Zeit als Kurgast weilte, das Wort nahm und u. a. sagte:

„Mecklenburger! Ich gehöre Euch an und es ist mir eine Ehre, Euch anzugehören. Gott hat es mir, einem Mecklenburger, gelingen lassen, mitzuhelfen, daß die Welt befreiet werde vom Sclavenjoche des Tyrannen. Das ist nun geschehen; aber mir ist mehr gelungen! Was ich unter allen Verhältnissen meines Lebens tief im Herzen bewahrte, und was ich mit innigster Sehnsucht zu erreichen wünschte, das ist erreicht. Ich bin nun da froh und frei in dem Lande, wo ich geboren ward, wo ich meine Knabenjahre verspielte, wo die Gebeine meiner braven Eltern ruhen. Gott, du weißt es, wie ich mich darnach gesehnt habe, zu beten an ihrem Grabe, ehe auch ich mein Grab fülle. Dank dir! nun kann, nun werde ich es.*) Gern ruhete ich an ihrer Seite, wenn vielleicht bald mein Auge sich im Tode schließt. Doch ich wünsche nichts mehr.

*) Am 15. August besuchte er in aller Stille das Grab seiner Eltern in der St. Petrikirche in Rostock und auch sein Geburtshaus.

Zuviel habe ich schon erreicht; mehr als ich verdiene. Mein Herz gehört Euch. Liebt mich wieder; bleibt wie ich Euch finde, treu Eurem Gott und der Wahrheit, treu Eurem Fürsten, so bleibt Ihr Euch selbst getreu." —

Emanuel Geibel feierte die Königin Luise, Blücher und Moltke im Oktober 1870 in folgendem Trinkspruche:

Stoßt an im Saft der besten Reben!
Stoßt an: Land Mecklenburg soll leben,
Land Mecklenburg mit Schwert und Pflug!
Die Perle gab es uns der Frauen
Und jenes Paar mit greisen Brauen,
Das uns'res Ruhmes Schlachten schlug.

Schon wallt sie längst im Paradiese,
Die hohe Königin Luise,
Die Deutschlands starken Hort gebar,
Doch flammend steht's in tausend Herzen,
Wie sie zur Zeit der Schmach und Schmerzen
Der Engel ihres Volkes war.

Und wollt ihr nach dem Helden fragen:
Vom Marschall Vorwärts laßt Euch sagen,
Dem blankſten Schwert des Vaterlands;
Die Welt durchhallten seine Siege,
Doch nie zu Rostock seiner Wiege
Vergaß der Greis im Lorbeerkranz.

Den andern kennt ihr auch, den Alten,
Der froh und ernst, die Stirn in Falten,
Ein Hüter wacht an Preußens Thron.
Das ist des Kriegsgotts Wagenlenker,
Das ist der kühne Schlachtendenker,
Der Schweiger Moltke, Parchims Sohn.

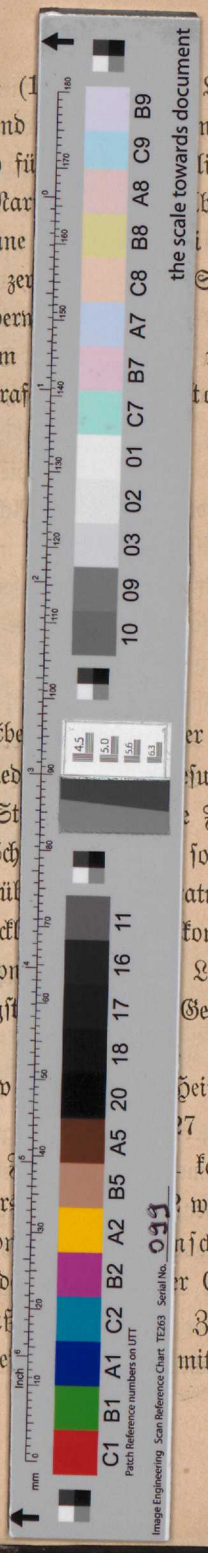
Druck von W. Walther in Friedland.

Grossherzog Georg-Denkmal in Neustrelitz.

12. Juni 1984

geschieht. Er starb im nächsten Jahre (1 Leiche
wurde, wie er es gewollt, nach Friedland n der
St. Marienkirche begraben. Er hat auch fü liothek
die Weimarsche Bibel und für die St. Mar berne,
im Innern vergoldete Abendmahls-Kanne i dem
großen Brande von 1703 ist die Kanne zer Silber
aber aufgesucht und zur neuen Kanne verw

7. Die Herberge zur Heimat wurde am unter
dem Vorsitze des Regierungsrats a. D. Graf torff-
Beseritz eröffnet.

XI.
Die Feldmark.

Die Stadt, die in einer fruchtbaren Ebe er süd-
östlich die schön bewaldeten und von den Fried suchten
Bröhmer Berge hervortreten, hat unter allen St e Feld-
mark, eine Ackerfläche von mehr als 14000 Sch so wie
unübersehbare Weideflächen, wozu noch die üb atmeile
große Wiese in der nordöstlichen Ecke von Meckl kommt.
Zur Zeit wird auf einem an den Grafen von Löwitz
verpachteten Teile dieser Wiese bei dem jüngst Gehöfte
Mariawerth die Moorkultur mit großem Zur
Feldmark gehört auch die mecklenburgische Kav Heinrich
der Löwe im Jahre 1304 der Stadt schenkte. 27 kam
ein Teil von der Lübbersdorfer Feldmark an kaufte
die Stadt noch zwei Hufen von Erich v. Lübber wieder
sechs Hufen (Buten-Bohms). Nach der Sage vor nschten
Turmuhr zu Friedland" soll einer von d r Edel-
leuten eine Ackerfläche so verpfändet haben, daß Zeiten
der Stadt gehöre, wenn er nicht an einem be mittags